



Leseprobe

Daniel Mendelsohn

Die Verlorenen: Eine Suche nach sechs von sechs Millionen

»Ein Sachbuch von unglaublicher Virtuosität und fesselnd wie ein Krimi«
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 25. Januar 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der preisgekrönte internationale Bestseller jetzt in einer Neuausgabe

Als Daniel Mendelsohn ein kleiner Junge war, begannen ältere Verwandte zu weinen, wenn er ein Zimmer betrat – so sehr ähnelte er seinem Großonkel Shmiel, der im Holocaust ermordet worden war. Schon immer fasziniert von der Geschichte seiner Familie, machte sich Daniel 2001, nachdem er auf alte Briefe stieß, auf die Suche, um herauszufinden, was mit Shmiel und seinen Angehörigen geschehen war.

Das Ergebnis ist ein sehr persönlicher Bericht, in dem er die Schablonen sprengt, die sich über die Schrecken der Shoah legten – und zugleich eine »Legende von Nähe und Distanz, Intimität und Gewalt, Liebe und Tod«. Denn parallel zu seiner eigenen Erzählung erzählt er die Schöpfungsgeschichte wieder, mit ihren ewigen Themen des Ursprungs und der Familie, der Versuchung und des Exils, des Bruderverrats, der Schöpfung und Vernichtung.



Autor

Daniel Mendelsohn

Daniel Mendelsohn, geboren 1960 in New York, gehört zu den bedeutendsten Intellektuellen in den USA und ist als Autor und Übersetzer bekannt geworden. Er promovierte in Classical Studies und arbeitete als Kritiker u. a. für The New Yorker und

Daniel Mendelsohn

DIE VERLORENEN

Eine Suche nach sechs von sechs Millionen

Aus dem amerikanischen Englisch
übersetzt von Eike Schönfeld

Pantheon

*Die deutsche Ausgabe dieses Buches ist
dem Andenken an meinen großen Lehrer
Fred Hertrich gewidmet.*

Die Familie von Shmiel Jäger

JÄGER

Isak Jäger

*geb. um 1820
gest. vor 1900*

Neche KORNBLÜH

*geb. 1825
gest. 1899*

11 weitere Kinder

Elkune Jäger

*geb. 1867
gest. 1912*

Taube MITTELMARK

*geb. 1875
gest. 1934*

Shmiel
(Sam)

*geb. 1895
gest. 1943?*

& Ester
SCHNEELICHT

*geb. 1896
gest. 1942*

Lorka Frydka Ruchele Bronia

*geb. 1920 geb. 1922 geb. 1925 geb. 1929?
gest. 1943? gest. 1943? gest. 1941 gest. 1942*

Ruchele
(Ray)

*geb. 1896
gest. 1923*

Sosia
(Sylvia)

*geb. 1898
gest. 1981*

& Philip
RECHTSCHAFFEN

Allan

geb. 1927

Itzhak

*geb. 1900
gest. 1972*

& Miriam BIN
(„Tante Miriam“)

Elkana Bruria

geb. 1928 geb. 1930

(*zahlreiche
Kinder und Enkel;
„die israelischen
Cousinen“*)

MITTELMARK

Hersch MITTELMARK

Feige KÖNIG

3 weitere Söhne

Abraham MITTELMARK

geb. 1860
gest. 1925

& Ester BEISPIEL („Tante“)

geb. 1861?
gest. 1942

(verlobt)

Abraham
(Großvater)

geb. 1902
gest. 1980

(1) Gerty
CUSHMAN
(Nana)

geb. 1906
gest. 1965

(2) Rose
(3) Alice
(4) Ray

(Ausschwitz-Überlebender)

Judah Aryeh (Julius)

geb. 1904
gest. 1977

& Roslyn
TANESER

(bei einem
Hurrikan
1976 verschüttet)

Neché
(Jeanette)

geb. 1908
gest. 1943

Sam

geb. 1894
gest. 1967

Elsie

geb. 1889
gest. 1973

Bertha

geb. 1890
gest. 1982

Joe

geb. 1892
gest. 1947

(Adressat
von Shmiels
Brief aus
dem Januar
1939)

Marlene JAEGER

geb. 1931

& Jay MENDELSON

geb. 1929

Marilyn

geb. 1929

Andrew

Daniel

Matthew

Eric

Jennifer

geb. 1957

geb. 1960

geb. 1962

geb. 1964

geb. 1968

ERSTER TEIL

Bereschit oder Anfänge

(1967–2000)

Wenn wir ein gewisses Alter überschritten haben, werfen die Seele des Kindes, das wir gewesen, und die Seelen der Toten, aus denen wir hervorgegangen sind, mit vollen Händen ihre Schätze und ihren bösen Zauber auf uns.

Marcel Proust,
Auf der Suche nach der verlorenen Zeit
(*Die Gefangene*)

oder Frühling auf einen mehrwöchigen Besuch bei diesen alten Juden aus Long Island oder New Jersey hergefliegen waren, wo sie ihnen vorgeführt und auch noch gezwungen wurden, starr vor Verlegenheit und Scheu, ihre papiernen, kalten Wangen zu küssen.

Die Wangen alter jüdischer Verwandter! Wir wanden uns, wir stöhnten, wir wollten hinunter zu dem nierenförmigen beheizten Swimmingpool hinter dem Wohnkomplex laufen, aber erst mussten wir alle Wangen küssen, die bei den Männern nach Keller und Haarwasser und Tiparillos rochen und auf denen kratzige Koteletten wuchsen, die so weiß waren, dass man sie oft für Fussel hielt (wie einmal mein kleiner Bruder, der versuchte, die störenden Flusen wegzuzupfen, wofür er einen unsanften Klaps auf den Kopf erhielt), die bei den alten Frauen ein diffuses Aroma von Gesichtspuder und Bratöl verströmten und so weich waren wie die »Not«-Tüchlein, die sie tief in ihre Handtaschen gestopft hatten wie Blütenblätter neben das violette Riechsalz, schrumpelige Hustenbonbonpapierchen und zerknüllte Geldscheine ... Die zerknüllten Scheine. *Halt das mal für Marlene, bis ich wieder rauskomme*, trug die Mutter meiner Mutter, Nana nannten wir sie, meiner anderen Großmutter an einem Tag im Februar 1965 auf, als sie ihr eine kleine rote Lederhandtasche mit einem zerknitterten Zwanzigdollarschein darin übergab, bevor man sie zu einer diagnostischen Operation in den OP rollte. Sie war gerade neunundfünfzig geworden, und es ging ihr nicht gut. Meine Großmutter Kay gehorchte und nahm die Handtasche mit dem zerknüllten Schein, und gemäß ihrem Versprechen übergab sie sie meiner Mutter, die sie noch einige Tage später in der Hand hielt, als Nana, in eine schlichte Fichtenkiste gelegt, wie es Brauch ist, auf dem Friedhof Mount Judah in Queens beerdigt wurde, in dem Abschnitt, der sich (wie eine Inschrift auf einem Granitorr mitteilt) im Besitz der First Bolechower Sick Benevolent Association befindet. Um dort begraben zu werden, musste man dieser Vereinigung angehören, was wiederum bedeutete, dass man aus einer Kleinstadt von ein paar tausend Einwohnern namens Bolechow kommen musste, die fast auf der anderen Seite der Welt in einer Landschaft lag, die einst zu Österreich, dann zu Polen und dann vielen anderen gehört hatte.

Freilich wurde die Mutter meiner Mutter – mit deren weichen Ohrläppchen, daran klobige blaue oder gelbe Kristallohrhinge, ich immer spielte, wenn ich bei ihr auf dem geflochtenen Gartensessel vorn auf der Veranda meiner Eltern auf dem Schoß saß, und die ich zu einer bestimmten Zeit lieber mochte als alle anderen, weswegen ihr Tod zweifellos das erste Ereignis war, an das ich deutliche Erinnerungen habe, auch wenn diese Erinnerungen bestenfalls Fragmente sind (das wellenförmige Fischmuster auf den Fliesen an den Wänden des Wartesaals im Krankenhaus; meine Mutter sagt eindringlich etwas zu mir, etwas Wichtiges, auch wenn es noch vierzig Jahre dauern sollte, bis ich mich daran erinnerte, was es war; ein komplexes Gefühl aus Sehnsucht, Furcht und Scham; das Geräusch von Wasser, das in eine Spüle läuft) –, wurde die Mutter meiner Mutter nicht in Bolechow geboren, sondern war vielmehr die einzige meiner vier Großeltern, die in den Vereinigten Staaten zur Welt kam, was ihr als Teil einer bestimmten Gruppe Menschen, die heute ausgestorben ist, ein gewisses Prestige verlieh. Allerdings war ihr gut aussehender und dominanter Mann, mein Großvater, *Opa*, in Bolechow geboren und bis zum Jüngling herangewachsen, er und seine sechs Geschwister, die drei Brüder und die drei Schwestern, und aus diesem Grund war es ihm gestattet, eine eigene Grabstelle in jenem bestimmten Teil des Friedhofs Mount Judah zu besitzen. Dort liegt nun auch er, ebenso seine Mutter, zwei seiner drei Schwestern und einer seiner drei Brüder. Die andere Schwester, die hochgradig besitzergreifende Mutter eines Einzelkinds, folgte ihrem Sohn in einen anderen Staat und liegt dort begraben. Von den anderen beiden Brüdern war einer so vernünftig und vorausschauend (wie man uns immer sagte), mit seiner Frau und seinen kleinen Kindern in den dreißiger Jahren von Polen nach Palästina auszuwandern, und wurde infolge dieser weisen Entscheidung schließlich in Israel beerdigt. Der älteste Bruder, der von allen sieben Geschwistern auch am besten aussah, am meisten verehrt und hofiert wurde, der *Prinz* der Familie, war 1913 als junger Mann nach New York gekommen, jedoch nach einem knappen Jahr, in dem er dort bei einer Tante und einem Onkel wohnte, zu der Erkenntnis gelangt, dass ihm Bolechow lieber war. Und so ging er nach einem Jahr zurück –

eine Entscheidung, von der er, da er dort glücklich und wohlhabend wurde, wusste, dass sie die richtige war. Er hat überhaupt kein Grab.

Von diesen alten Männern und Frauen – die manchmal allein schon bei meinem Anblick weinten, diesen alten Juden mit Wangen, die geküsst werden mussten, mit ihren Uhrarmbändern aus Krokoimitat und den schmutzigen jiddischen Witzen und den dicken schwarzen Plastikbrillen, mit den vergilbten Plastikhörgeräten, deren Kabel ihnen über den Rücken hingen, mit ihren Gläsern, randvoll mit Whiskey, mit den Bleistiften, die sie einem bei jeder Begegnung hinhielten und die den Namen einer Bank oder eines Autohändlers trugen; mit den A-Linie-Kleidern aus bedruckter Baumwolle und den Dreifachsträngen weißer Plastikperlen und den blassen Kristallohringen und dem roten Nagellack, der auf ihren endlos langen Fingernägeln blitzte und klackte, wenn sie Mah-Jongg und Canasta spielten oder die endlos langen Zigaretten hielten, die sie rauchten –, von denen hatten diejenigen, die ich zum Weinen bringen konnte, bestimmte andere Dinge gemein. Sie alle redeten mit einem besonderen Akzent, mit dem ich vertraut war, weil er, wenn auch schwach, aber erkennbar, die Aussprache meines Großvaters durchzog; nicht zu stark, denn als ich alt genug war, um solche Dinge wahrzunehmen, hatten sie hier in Amerika schon ein halbes Jahrhundert lang gelebt, und dennoch eignete manchen Wörtern, besonders solchen mit *r* und *l*, Wörtern wie *darling* oder *wonderful*, eine verräterische Rauheit, etwas Sonores, sie hatten eine bestimmte Art, in die *t* und *th* zu beißen, in Wörtern wie *terrible* und (ein Wort, das mein Großvater, der gern Geschichten erzählte, häufig gebrauchte) *truth*. *It's de troott!*, sagte er. Diese älteren Juden unterbrachen einander gern bei solchen Treffen, wenn sie und wir uns alle bei jemandem im muffigen Wohnzimmer drängten, fielen anderen in die Geschichte, um sie zu korrigieren, um einander zu erinnern, was zu dieser oder jener *vahnderful* oder (was wahrscheinlicher war) *tahrrible time* wirklich geschehen war, *dollink*, *I vuz dehre*, *I rrammenbah*, *and I'm tellink you, it's de troott*.

Noch charakteristischer und denkwürdiger war, dass sie alle

anscheinend zweite, alternative Namen füreinander hatten. Das verwirrte mich, als ich sechs, sieben Jahre alt war, zutiefst, weil ich glaubte, meine Nana (beispielsweise) heiße Gertrude, manchmal auch Gerty, weshalb ich auch nicht begriff, warum sie in dieser ausgesuchten Gesellschaft in Florida bei großen Familienzusammenkünften, die vierzig Jahre nach der Ausschiffung der herrischen und zu Dramen neigenden Familie ihres Mannes in Ellis Island und ihrer Neudefinierung als Amerikaner (wobei sie unablässig weiter Geschichten aus Europa erzählten) stattfanden, zu *Golda* wurde. Ebenso wenig verstand ich, warum der jüngere Bruder meines Großvaters, unser Onkel Julius, ein großer Verteiler beschrifteter Bleistifte, der ungewöhnlich spät geheiratet hatte und den mein prunkender, gut gekleideter Großvater immer mit einer Nachsicht behandelte, die man gemeinhin schlecht erzogenen Haustieren vorbehält, plötzlich zu *Yidl* wurde (erst Jahrzehnte später erfuhr ich, dass der Name auf seiner Geburtsurkunde Judah Arie, »Löwe von Judäa«, gelautet hatte). Und wer war überhaupt diese *Neche*, die mein Großvater manchmal als seine liebste jüngste Schwester bezeichnete, die aber, wie ich wusste, 1943 im Alter von fünfunddreißig Jahren (so erzählte es mir mein Großvater, womit er mir erklärte, warum er diesen Feiertag nicht mochte) am Thanksgiving-Tisch der Schlag getroffen hatte; wer war diese *Neche*, da ich doch wusste oder zu wissen glaubte, dass seine geliebte kleine Schwester Tante Jeanette gewesen war? Nur mein Großvater, dessen richtiger Name Abraham war, hatte einen mir verständlichen Spitznamen: Aby, und das verstärkte das Gefühl in mir, dass er ein Mensch von totaler und transparenter Authentizität war, einer, dem man vertrauen konnte.

Von diesen Menschen weinten manche, wenn sie mich sahen. Ich trat ins Zimmer, sie sahen mich an und (vor allem die Frauen) führten beide verkrümmten Hände mit den Ringen und den Knoten, die ihre Knöchel waren, geschwollen und hart wie bei einem Baum, diese Hände führten sie an ihre vertrockneten Wangen und sagten mit einem kleinen theatralischen Atemzug: *Oj, er set ojss seier enlech zu Shmiel!*

Oh, er sieht Shmiel so ähnlich!

Und dann fingen sie an zu weinen und machten leise Ausrufe

sehr oft, denn es war, wie wir wussten, die Tragödie seines Lebens, dass sein Bruder und seine Schwägerin und die vier Nichten von den Nazis umgebracht worden waren. Selbst ich, der ich, wenn er zu Besuch kam, immer gern zu seinen Füßen saß, die in weichen Lederpantoffeln steckten, und seinen zahlreichen Geschichten über »die Familie« zuhörte, was natürlich *seine* Familie bedeutete, deren Name einst Jäger gewesen war (und die, gezwungen, den Umlaut abzulegen, als sie nach Amerika kamen, nach und nach zu Yaegers und Yagers und Jagers und, wie er, Jaegers wurden: alle diese Schreibweisen finden sich auf den Grabsteinen auf dem Mount Judah), diese Familie, die jahrhundertlang eine Metzgerei und dann, später, einen Fleischhandel in Bolechow hatte, *eine hübsche Stadt, ein lebendiges Städtchen, ein Shtetl*, ein Ort, der berühmt war für das Holz und Fleisch und die Lederwaren, die seine Kaufleute nach ganz Europa lieferten, *ein Ort, an dem man leben konnte, ein schönes Fleckchen am Fuß der Berge*; selbst ich, der ich ihm so nahe war, der ihn mit zunehmendem Alter so oft über Familiendinge ausfragte, ihre Geschichte, Daten, Namen, Beschreibungen, Orte, sodass er, wenn er auf meine Fragen antwortete (auf dünnem Briefpapier der Firma, die er vor langer Zeit besessen hatte, mit blauer Tinte aus einem fetten Parker-Füller), gelegentlich schrieb: *Lieber Daniel, bitte stelle mir keine Fragen mehr über die mischpoche, denn ich bin ein alter Mann und erinnere mich an nichts mehr, und außerdem, willst Du denn wirklich noch mehr Verwandte finden?! –* selbst mir war es unangenehm, sie zur Sprache zu bringen, diese schreckliche Sache, die Shmiel widerfahren war, seinem eigenen Bruder. *Von den Nazis umgebracht.* Als Kind, als ich erstmals den Refrain über Shmiel und seine verlorene Familie hörte, fand ich es schwierig, mir vorzustellen, was genau das bedeutete. Selbst später noch, nachdem ich alt genug war, um etwas über den Krieg erfahren zu haben, die Dokumentarfilme gesehen, mit meinen Eltern die Folge einer PBS-Serie namens *The World at War* angeschaut hatte, der die Angst machende Warnung voranging, bestimmte Bilder des Films seien für Kinder zu aufwühlend – selbst später war es schwer vorstellbar, wie genau man sie umgebracht hatte, schwer, die Einzelheiten, die Besonderheiten zu erfassen. Wann? Wo? Wie? Mit Ge-

wehren? In der Gaskammer? Doch mein Großvater wollte es nicht sagen. Erst später begriff ich, dass er es deshalb nicht sagen wollte, weil er es nicht oder nicht genau genug wusste, und dass dieses Nichtwissen Teil dessen war, was ihn quälte.

Und so brachte ich es nicht zur Sprache. Stattdessen hielt ich mich an sichere Themen, an Fragen, die es ihm gestatteten, lustig zu sein, was er gern war, wie zum Beispiel in dem folgenden Brief, den er mir kurz nach meinem vierzehnten Geburtstag geschrieben hatte:

20. Mai / 74

Lieber Daniel,

habe Deinen Brief mit allen seinen Fragen erhalten, kann Dir aber leider nicht alle Antworten geben. Ich habe in Deinem Brief gesehen, wo Du mich fragst, ob Du mit allen Deinen Fragen meinen engen Zeitplan störst, die Antwort lautet NEIN

Ich habe gesehen, dass Du Dich sehr darüber freust, dass ich mich an den Namen von HERSHS Frau erinnere. Auch ich freue mich, weil Hersh mein Großvater ist und Feige meine Großmutter.

Und was nun die Geburtsdaten der beiden angeht, ich kenne sie nicht, weil ich nicht dabei war, aber wenn einmal der MESSIAH kommt und alle Verwandten Wiedervereint sind, werde ich sie fragen ...

Ein Nachtrag zu diesem Brief ist an meine Schwester und meinen jüngsten Bruder gerichtet:

Liebste Jennifer und Lieber Eric,

wir danken Euch beiden für Eure wundervollen Briefe, und wir freuen uns besonders, weil Ihr keine Fragen zur Mischpoche habt

LIEBE JENNIFER,

ICH WOLLTE DIR UND DEINEM BRUDER ERIC ETWAS GELD SCHICKEN, ABER WIE DU WEISST, ARBEITE ICH

NICHT UND HABE AUCH KEIN GELD. ALSO LIEBT
TANTE RAY EUCH BEIDE SEHR, UND TANTE RAY
LEGT ZWEI DOLLAR BEI EINEN FÜR DICH UND
EINEN FÜR ERIC.

VIELE GRÜSSE UND KÜSSE
TANTE RAY UND OPA JAEGER

Und im PS schrieb er meiner Mutter:

*Liebste Marlene,
bitte lass Dir mitteilen, dass Dienstag, 28. Mai, JISKOR ist ...*

Jiskor, *Jizkor*: ein Gedenkgottesdienst. Mein Großvater dachte immer an die Toten. Jeden Sommer, wenn er uns besuchen kam, gingen wir mit ihm zum Mount Judah, um meine Großmutter und alle anderen zu besuchen. Wir Kinder bummelten herum und betrachteten gelangweilt die Namen auf den bescheidenen Grabsteinen und flachen Platten oder das riesige Grabdenkmal in Form eines Baums, dem die Äste abgehackt waren, das an die ältere Schwester meines Großvaters erinnerte, die mit sechsundzwanzig gestorben war, *eine Woche vor ihrer Hochzeit*, wie mein Großvater mir jedenfalls immer erzählte. Einige dieser Steine trugen graublau Plaketten mit der Aufschrift ›Immerwährende Fürsorge‹, nahezu alle Namen wie Stanley und Irving und Herman und Mervin, wie Sadie und Pauline, Namen, die meine Generation als typisch jüdisch empfindet, wobei es – eine jener Ironien, die nur das Vergehen einer gewissen Zeit verdeutlichen kann – vielmehr so ist, dass die Juden, die ein Jahrhundert zuvor eingewandert waren, mit Namen wie Selig und Itzig, wie Hercel und Mordko, wie Scheindel und Perl geboren worden waren, sich für diese Namen gerade deshalb entschieden hatten, weil sie ihnen als sehr englisch, sehr unjüdisch erschienen. Wir bummelten also herum und sahen uns das alles an, während mein Großvater, wie stets in einem makellosen Sportjackett, mit scharfen Bügelfalten an der Hose, kühn gebundener Krawatte und Einstecktuch, seinen akribischen und systematischen Rundgang begann, reihum vor jedem Grab stehen blieb, vor dem seiner Mutter, seiner Schwester, seines Bruders, seiner Frau,

Mein Großvater kam Jahr für Jahr im Sommer, denn im Sommer war das Wetter auf Long Island nicht so drückend wie in Miami Beach. Er blieb immer einige Wochen, in Begleitung einer der vier Frauen, mit der er da gerade verheiratet war. Wenn er kam, belegte er (und manchmal auch die Frau) das Zimmer meines kleinen Bruders mit den zwei schmalen Einzelbetten. Dort hängte er, vom Flughafen eingetroffen, seinen Hut auf einen Lampenschirm und faltete sein Sportjackett säuberlich über eine Stuhllehne, danach wandte er sich seinem Kanarienvogel Schloimele zu, was Jiddisch ist und *kleiner Salomon* heißt, stellte den Käfig auf ein kleines eichenes Kinderpult und besprengte den kleinen Vogel mit ein paar Tropfen Wasser, *nur um ihn ein wenig zu erfrischen*. Anschließend holte er langsam, akribisch die Sachen aus seinen sorgfältig gepackten Taschen und legte sie behutsam auf einem der zwei winzigen Betten aus.

Mein Großvater war für eine ganze Reihe von Dingen berühmt (in dem Sinne, wie eine bestimmte Art jüdischer Einwanderer und ihre Familien jemanden als »berühmt« für etwas bezeichnen, was in der Regel bedeutet, dass ungefähr sechsundzwanzig Menschen davon wissen) – für seinen Humor, für die drei Frauen, die er nach dem Tod meiner Großmutter heiratete und von denen er sich, bis auf die eine, die ihn überlebte, in rascher Abfolge scheiden ließ, für seine Art, sich zu kleiden, für gewisse Familientragedien, seine Orthodoxie, dafür, wie er sich bei Kellnerinnen und Ladenbesitzern in Erinnerung hielt, Sommer um Sommer –, doch für mich war das Herausragende an ihm seine Frömmigkeit und seine herrliche Kleidung. Als Kind und auch noch als Jugendlicher erschienen mir diese zwei Dinge als die Grenzen, innerhalb derer seine Fremdheit, sein Europäischsein existierten: das Terrain, das ihm gehörte und niemandem sonst, ein Raum, in dem es möglich war, weltlich und fromm, stilvoll und religiös zugleich zu sein.

Als Erstes packte er immer die Samttasche mit den Gegenständen aus, die er für sein Morgengebet brauchte – fürs *dawnen*. Das hatte er an jedem Tag seines Lebens von dem Tag im Frühling 1915 an getan, als seine Bar-Mizwa gefeiert wurde, bis zu dem Morgen vor dem Tag im Juni 1980, als er starb. Diese sendengefütterte Tasche aus burgunderrotem Samt, auf deren Vor-

derseite eine von aufsteigenden Löwen von Judäa flankierte Menora mit Goldfaden gestickt war, enthielt seine Kippa, einen gewaltigen, altmodischen weiß-hellblauen Tallit samt den kitzeligen Fransen, in dem er gemäß den Vorschriften, die er mir an einem heißen Tag im Jahr 1972, da war ich zwölf, ein Jahr vor meiner Bar-Mizwa, akribisch diktierte, an jenem Junitag begraben wurde, und die ledernen Gebetsriemen, die Tefillin, die er sich jeden Morgen um den Kopf und den linken Unterarm band, worauf er dann dawnete – und wir ihn in stummer Ehrfurcht betrachteten. Für uns war das ein bizarrer, aber auch majestätischer Anblick: Jeden Morgen nach Sonnenaufgang umwickelte er, auf Hebräisch murmelnd, seinen Arm mit den Lederbändern und band sich danach einen einzelnen dicken Lederriemen, an dem ein Lederkästchen mit Versen aus der Tora angebracht war, so um den Schädel, dass Letzteres auf seiner Stirn saß, dann legte er den riesigen, ausgebleichten Tallit und die Kippa an, zog seinen Siddur heraus, sein Gebetbuch für den Alltag, und murmelte rund eine halbe Stunde lang Worte, die für uns vollkommen unverständlich waren. Manchmal sagte er, wenn er damit fertig war: *Ich habe ein gutes Wort für euch eingelegt, da ihr ja nur Reformierte seid.*

Mit derselben Genauigkeit und Akribie seines Betritals kleidete sich mein Großvater auch jeden Morgen an, präzise und ordentlich, eben auch ein Ritual. Mein Großvater war das, was man früher einen *snappy dresser* nannte, einer, der sich in Schale wirft. Seine gebürstete und geschniegelte Erscheinung, seine gute Kleidung waren lediglich äußerer Ausdruck einer inneren Eigenschaft, die für ihn und seine Familie das charakterisierte, was es hieß, ein Jäger zu sein, etwas, das sie *Feinheit* nannten: eine Kultiviertheit, ethisch und ästhetisch zugleich. Man konnte immer davon ausgehen, dass seine Socken zu seinem Pullover passten, und er bevorzugte Hüte mit weicher Krempe, in deren Band eine oder auch zwei kecke Federn steckten, bis die letzte seiner vier Frauen – die ihren ersten Mann und eine vierzehnjährige Tochter in Auschwitz verloren hatte und deren weichen, tätowierten Unterarm ich, als ich klein war, immer gern hielt und streichelte, und die, weil sie, wie ich heute glaube, so viel verloren hatte, etwas so Frivoles wie eine Feder am Hut nicht

ertrag – sie schließlich herauszupfte. An einem typischen Sommertag in den Siebzigern mochte er Folgendes tragen: eine senfgelbe, sommerleichte Wollhose mit adretten Bügelfalten, ein weiches weißes Strickhemd unter einem Pullunder mit senffarben-weißem Schottenkaro, hellgelbe Socken, weiße Wildlederschuhe und einen Hut mit weicher Krempe, an dem, je nachdem, welches Jahr es in den Siebzigern war, eine Feder steckte oder auch nicht. Bevor er das Haus verließ, um ein paarmal um den Block oder in den Park zu spazieren, spritzte er sich ein wenig 4711 Kölnischwasser auf die Hände und klatschte es sich auf Wangen und Doppelkinn. *Jetzt*, sagte er dann und rieb sich die manikürten Hände, *können wir ausgehen*.

Das alles beobachtete ich aufmerksam (dachte ich jedenfalls). Er mochte auch ein Sportjackett tragen – was ich kaum fassen konnte, da weder eine Hochzeit noch eine Bar-Mizwa anstand –, in das er dann jedes Mal sein Portemonnaie wie auch, in die Innentasche auf der anderen Seite, eine merkwürdige Brieftasche steckte, lang und schmal, eigentlich zu groß in einer Weise, wie bestimmte europäische Herrenartikel für amerikanische Augen immer irgendwie die falsche Größe haben, und aus einem Leder, zu nahezu wildlederartiger Glätte abgegriffen, das, wie mir heute klar ist, da die Brieftasche sich in meinem Besitz befindet, Straußenleder war, die mich damals aber lediglich als pickelig amüsierte. Während er sprach, betrachtete ich ihn vom Bett meines kleinen Bruders aus und bewunderte seine Sachen: den Pullunder mit Schottenkaros, die weißen Schuhe, die eleganten Gürtel, die schwere, blau-goldene Flasche Kölnischwasser, den Schildpattkamm, mit dem er sich die spärlichen weißen Haare zurückstrich, das abgewetzte, gerunzelte Portemonnaie, das, wie ich schon damals wusste, kein Geld enthielt, wobei ich mir zu dem Zeitpunkt nicht vorstellen konnte, was daran so kostbar sein mochte, dass er es jedes Mal, wenn er sich so makellos kleidete, bei sich tragen musste.

Das war der Mann, von dem ich im Laufe der Jahre Hunderte von Geschichten und Tausende Fakten sammelte, die Namen seiner Großeltern und Großonkel und Tanten und Vettern und Basen zweiten Grades, die Jahre, in denen sie geboren, und Orte,

wo sie gestorben waren, den Namen des ukrainischen Hausmädchens, das sie als Kinder in Bolechow gehabt hatten (Lulka) und das sich immer beschwerte, die Kinder hätten einen Magen »wie eine bodenlose Grube«, und welchen Hut sein Vater, mein Urgroßvater, immer trug (einen Homburg: Er war ein gepflegter Mann mit einem Spitzbart und in seiner kleinen, aber lebendigen Stadt eine Art großes Tier, dafür bekannt, dass er seinen potenziellen Geschäftspartnern ungarischen Tokaier mitbrachte, »um den Handel zu versüßen«, und mit fünfundvierzig war er in einem Kurort in den Karpaten namens Jaremce, wo er aus Gesundheitsgründen zur Kur weilte). Opa erzählte mir von dem Stadtpark mit der Statue des großen polnischen Dichters des neunzehnten Jahrhunderts, Adam Mickiewicz, und dem kleinen Park gegenüber dem Platz mit seiner Lindenallee. Er rezitierte für mich – und ich lernte – den Text von »Mayn Shtetele Belz«, dem kleinen kinderliedartigen jiddischen Lied über die Stadt, die ganz in der Nähe derjenigen lag, in der er aufgewachsen war, das ihm seine Mutter ein Jahr vor dem Untergang der *Titanic* vorgesungen hatte:

*Mayn heymele, dort vu ikh hob
Mayne kindershe yorn farbrakht.
Belz, mayn shtetele Belz,
In ormen shtibele mit ale
Kinderlakh dort gelakht.
Yedn shabes fleg ikh loyfn dort
Mit der tchine glaych
Tsu zitsen unter dem grinem
Beyemele, leyenen bay dem taykh.
Belz, mayn shtetele Belz,
Mayn heymele vu ch'hob gehat
Di sheyne khaloymes a sach.*

Mein Heimatle, wo ich hab
Meine Kinderjahr verbracht.
Belz, mein Shtetl Belz,
in einem kleinen armen Häuschen mit all
den kleinen Kindern hab ich gelacht.

Jeden Sabbat dort bin ich mit
meinem Gebetbuch hin
und hab mich unter den kleinen grünen
Baum gesetzt und am Flussufer gelesen.
Belz, mein Shtetl Belz
Mein Heimatle, wo ich einst
So viele schöne Träume gehabt ...

Von meinem Großvater erfuhr ich auch von dem alten ukrainischen Waldmensch, der in den Bergen oberhalb Bolechows lebte, aber in der Nacht vor Jom Kippur, als er sah, wie sich die ungewöhnliche und für ihn beängstigende Stille über die schimmernden Städte am Fuße der bewaldeten Ausläufer der Karpaten senkte, als die Juden in den Shtetln sich auf diesen furchterregenden Feiertag vorbereiteten, von seinem Berg herabkam und bei einem freundlichen Juden wohnte, so groß war die Furcht des Ukrainers in jener einen Nacht jedes Jahr vor den Juden und ihrem düsteren Gott.

Die Ukrainer, sagte mein Großvater hin und wieder mit einem müden kleinen Seufzer, wenn er diese Geschichte erzählte. *Uu-kra-ii-ner*. Die Ukrainer. Unsere *goyim*.

Und so kam er also jeden Sommer nach Long Island, und ich saß zu seinen Füßen, und er erzählte. Er erzählte von der älteren Schwester, die *eine Woche vor ihrer Hochzeit* gestorben war, und erzählte von der jüngeren Schwester, die mit neunzehn mit dem Verlobten der älteren Schwester verheiratet wurde, dem buckligen (sagte mein Großvater), zwergenhaften Vetter, den erst das eine und dann das andere dieser reizenden Mädchen hatte heiraten müssen, weil der Vater dieses hässlichen Vetters, erzählte mein Großvater, die Schiffstickets bezahlt hatte, die diese zwei Schwestern und ihre Brüder und ihre Mutter, die ganze Familie meines Großvaters, in die Vereinigten Staaten gebracht hatten, und als Preis dafür eine schöne Schwiegertochter verlangt hatte. Er erzählte verbittert davon, wie dieser Vetter, der natürlich auch sein Schwager war, 1947 meinen Großvater zweiundvierzig Treppen im Chrysler Building hinabgejagt hatte, nachdem ein bestimmtes Testament verlesen worden war, und dabei eine Schere schwang, vielleicht war es auch ein Brief-

öffner; erzählte von einer knauserigen Tante, der Frau des Onkels, der seine Überfahrt nach Amerika bezahlt hatte – jener Tante, bei der der ältere Bruder meines Großvaters, der Prinz, während seines Kurzaufenthalts in den Vereinigten Staaten 1913 hatte wohnen müssen, vielleicht hatte ja auch ihre Knauserigkeit zu seiner Entscheidung geführt, nach Bolechow zurückzukehren, jener Entscheidung, die da noch so richtig schien.

Und er erzählte von der angenehmen Bescheidenheit der Bar-Mizwas im alten Land, verglichen (wie man spüren sollte) mit der allzu überladenen und aufdringlichen Opulenz der heutigen Feier: erst die religiösen Zeremonien in kalten Tempeln mit ihren schrägen Dächern und danach die Empfänge in üppigen Country Clubs und Speisesälen, Anlässe, bei denen Jungen wie ich die Parascha lasen, den Abschnitt aus der Tora für jene Woche, und die Haftara-Abschnitte sangen, die Passagen aus den Propheten, die jede Parascha begleiten, ohne zu wissen, was wir da sangen, dabei aber von dem sich anschließenden Empfang und der Aussicht auf heimliche Whiskey Sours träumten (und so sang ich auch meine: ein Auftritt, der damit endete, dass meine Stimme brach, laut, zutiefst beschämend, als ich gerade das allerletzte Wort sang, aus einem reinen Sopran zu dem Bariton abstürzte, bei dem sie bis heute geblieben ist). *Nu, so?*, sagte er. *Da ist man dann statt morgens um sechs um fünf aufgestanden, man hat eine extra Stunde in der Schul gebetet, und dann ist man nach Hause gegangen und hat mit dem Rabbi und seiner Mutter und seinem Vater Plätzchen und Tee zu sich genommen, und das war's dann auch.* Er erzählte, wie er auf der zehntägigen Überfahrt nach Amerika seekrank wurde, von der Zeit, Jahre zuvor, als er eine Scheune voller russischer Kriegsgefangener bewachen musste, im Ersten Weltkrieg, da war er sechzehn, und da hatte er auch Russisch gelernt, eine der vielen Sprachen, die er konnte; von der nebulösen Gruppe Vettern, die ihn immer mal wieder in der Bronx besuchten und die rätselhafterweise »die Deutschen« genannt wurden.

Alle diese Geschichten erzählte mir mein Großvater, alle diese Dinge, aber nie sprach er über seinen Bruder und seine Schwägerin und die vier Mädchen, die für mich weniger tot als verloren waren, nicht nur aus der Welt verschwunden, sondern –

fünfundzwanzig seine eigene Akademie und wurde noch zu Lebzeiten als der größte Gelehrte seiner Zeit angesehen. Sein Interesse für jedes einzelne Wort des Textes, den er studierte, fand in der verkrampften Knappheit seines Stils den perfekten Ausdruck; vielleicht wegen Letzterem wurde Raschis Bibelkommentar selbst zum Gegenstand rund zweihundert weiterer Kommentare. Ein Beleg für Raschis Bedeutung ist, dass die erste gedruckte hebräische Bibel seinen Kommentar enthielt. ... Interessant für mich ist die Feststellung, dass Raschi, wie mein Großonkel Shmiel, nur Töchter hatte, was, soweit man das sagen kann, für einen Mann mit einem gewissen Ehrgeiz im Jahr 1040 eine größere Belastung darstellte als 1940. Dennoch führten die Kinder dieser Töchter Raschis das großartige Erbe ihres Großvaters fort, weswegen sie als baalej tossafot bekannt wurden, als »Diejenigen, die erweiterten«.

Obwohl Raschi der überragende Kommentator der Tora bleibt – und mithin auch der ersten Parascha der Tora, des Leseabschnitts, mit dem die Tora beginnt und der selbst nicht mit einem, sondern rätselhafterweise zwei Schilderungen der Schöpfung beginnt, der die Geschichte von Adam und Eva und dem Baum der Erkenntnis enthält und daher eine Passage ist, die im Lauf der Jahrtausende besonders gründliche Kommentare auf sich gelenkt hat –, ist es doch wichtig, die Interpretationen moderner Kommentatoren zu berücksichtigen wie die kürzlich erschienene Übersetzung samt Kommentar von Rabbi Richard Elliot Friedman, die in ihren aufrichtigen und tiefgründigen Versuchen, den alten Text mit dem zeitgenössischen Leben zu verbinden, so offen und freundlich ist wie der Raschis verdichtet und abstrus.

Beispielsweise beschäftigt sich Raschi in seiner gesamten Analyse des ersten Kapitels der Genesis – dessen hebräischer Name Bereschit wörtlich »Am Anfang« bedeutet – mit winzigen Details von Sinn und Diktion, die Rabbi Friedman einfach kommentarlos übergeht, wohingegen es Friedman (der zugegebenermaßen für ein breiteres Publikum schreibt) darauf ankommt, allgemeinere Punkte zu erhellen. Ein Beispiel: Beide Gelehrte verweisen auf die berühmten Schwierigkeiten, die allererste Zeile von Bereschit zu übersetzen – Bereschit bara Elohim

et-haschamajim we'et-ha'arez. Entgegen der Annahme von Millionen, die die Lutherbibel gelesen haben, bedeutet diese Zeile nicht »Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde«, sondern muss etwas wie »Am Anfang von Gottes Schöpfung von Himmel und Erde ...« bedeuten. Friedman erwähnt lediglich das »klassische Problem« der Übersetzung, ohne näher darauf einzugehen, wohingegen Raschi Unmengen von Tinte darauf verwendet, worin das Problem überhaupt besteht. Und das Problem ist kurz gesagt das, was das Hebräische wörtlich sagt, nämlich »Am Anfang von, schuf Gott Himmel und Erde«. Denn auf das erste Wort, Bereschit, »Am Anfang von« (b', »am« + reschit, »Anfang«), müsste eigentlich ein weiteres Substantiv folgen, doch in der ersten Zeile von Paraschat Bereschit – wenn wir uns auf ein Parascha mit Namen beziehen, verwenden wir die Form »Paraschat« – folgt auf das Wort Bereschit ein Verb: bara, »schuf«. Nach einer ausführlichen Diskussion der linguistischen Fragen löst Raschi das Problem schließlich damit, dass er bestimmte Parallelen aus anderen Texten heranzieht, in denen auf Bereschit statt eines Substantivs ein Verb folgt, was uns gestattet, diese ersten entscheidenden Worte wie folgt zu übersetzen:

Am Anfang von Gottes Schaffen des Himmels – als die Erde gestaltlos und formlos gewesen war und Finsternis auf dem Angesicht des Tiefen war und Gottes Geist über dem Angesicht des Wassers schwebte – sprach Gott: »Es werde Licht.«

Entscheidend ist für Raschi, dass die falsche Lesart eine verkehrte Chronologie der Schöpfung suggeriert: dass Gott erst den Himmel, dann die Erde, dann das Licht und so weiter schuf. So aber war es nicht, sagt Raschi. Wenn man bereits bei den Details ungenau ist, stimmt auch das Gesamtbild später nicht.

Die Art und Weise, in der winzige Nuancen von Wortstellung, Diktion, Grammatik und Syntax weit größere indirekte Auswirkungen auf die Gesamtbedeutung eines Texts haben können, färbt Raschis Kommentar durchgängig. Für ihn (um ein weiteres Beispiel zu nehmen) ist der berüchtigte »doppelte Beginn« der Genesis – der Umstand, dass sie nicht nur eine, sondern zwei Schilderungen der Schöpfung enthält, deren erste mit der Er-

schaffung des Kosmos beginnt und mit der Menschheit endet (Genesis 1, 1–30), während die zweite sich von Beginn an auf die Erschaffung Adams konzentriert und fast sofort zur Geschichte Evas, der Schlange und der Vertreibung aus dem Paradies übergeht – im Grunde eine Frage des Stils, die recht einfach zu erklären ist. In seinen Erläuterungen zu Genesis 2 nimmt Raschi das Gegrummel der Leser vorweg – die Erschaffung des Menschen wurde schließlich schon in Genesis 1, 27 behandelt –, erklärt jedoch, nachdem er selbst einiges an Rabbiweisheit befragt hat, er habe eine gewisse »Regel« entdeckt (zufällig Nummer dreizehn von zweiunddreißig, die bei der Erklärung der Tora helfen), und diese Regel besage, wenn auf eine allgemeine Erklärung oder Geschichte eine zweite Version dieser Geschichte folge, so solle die zweite als eine detailliertere Erläuterung der ersten verstanden werden. Und daher solle die zweite Erzählung der Erschaffung des Menschen in Genesis 2 sozusagen als erhöhte Version der ersten in Genesis 1 begriffen werden. Und so ist es ja auch: Denn im ersten Kapitel der Genesis mit seiner trockenen, chronologischen Auflistung der Erschaffung von Kosmos, Erde, ihrer Fauna und Flora und schließlich der Menschheit stimmt uns nichts auf die überbordende Erzählung des zweiten Kapitels ein mit ihren Geschichten von Unschuld, Betrug, Verheimlichung, Vertreibung und letztlich Tod, von dem Mann und der Frau an dem abgeschiedenen Ort, dem jähren und verhängnisvollen Auftauchen des mysteriösen Eindringlings, der Schlange, und dann: der Zerschlagung der friedlichen Existenz. Und im Mittelpunkt dieses Dramas – denn Raschi nimmt nicht geringe Mühen auf sich, um zu erklären, dass es tatsächlich im Mittelpunkt steht – das mysteriöse und irgendwie bewegende Symbol des Baums im Garten, eines Baums, der, zu der Ansicht bin ich gelangt, die Freude wie auch das Leid darstellt, die beide vom Wissen um die Dinge herrühren.

So interessant das alles sein mag, gab ich im Zuge meiner Auseinandersetzung mit der Genesis und ihren Kommentatoren in den letzten Jahren natürlich Friedmans allgemeiner Erklärung, warum die Tora so beginnt, den Vorzug. Ich sage »natürlich«, weil die Frage, die Friedman seinen Lesern begreiflich machen will, im Grund eine schriftstellerische ist: Wie beginnt man eine

Geschichte? Für Friedman erinnert der Beginn von Bereschit an eine Technik, die wir alle vom Film kennen: »Wie manche Filme, die mit einem weiten Schwenk beginnen, der sich dann verengt«, schreibt er, »schwenkt das erste Kapitel der Genesis von einem Blick auf Himmel und Erde allmählich auf den ersten Mann und die erste Frau. Der Fokus der Geschichte verengt sich weiter: von Universum zu Erde zu Menschheit zu bestimmten Ländern und Völkern zu einer einzelnen Familie.« Und dennoch, so mahnt er den Leser, bleiben uns die breiteren, kosmischen Belange der welthistorischen Geschichte, die uns die Tora erzählt, beim Weiterlesen im Hinterkopf und liefern den fruchtbaren Nährboden des Sinns, der der Geschichte dieser Familie eine solche Tiefe gibt.

Friedmans Beobachtung impliziert, und das ist sicher richtig, dass der Verstand häufig mehr Mühe hat, das Gesamtbild als die kleinen Dinge zu erfassen, dass es beispielsweise für den Leser naturgemäß reizvoller ist, die Bedeutung eines gewaltigen historischen Ereignisses anhand der Geschichte einer einzelnen Familie zu verinnerlichen.

Da von Shmiel nur wenig gesprochen wurde und wenn, dann eher im Flüsterton oder auf Jiddisch, eine Sprache, in der meine Mutter sich mit meinem Vater unterhielt, damit sie ihre Geheimnisse wahren konnten – wegen alldem war es reiner Zufall, wenn ich tatsächlich etwas über ihn erfuhr.

Einmal, ich war noch klein, hörte ich zufällig mit, wie meine Mutter, die mit ihrer Cousine telefonierte, etwas sagte wie: Ich hab gedacht, sie hätten sich versteckt und die Nachbarin hätte sie angezeigt, oder nicht?

Einmal, Jahre später, hörte ich jemanden sagen: *Vier schöne Töchter.*

Einmal hörte ich zufällig, wie mein Großvater zu meiner Mutter sagte: *Ich weiß nur, dass sie sich in einem Kessel versteckt hielten.* Da ich zu der Zeit schon wusste, dass ich bei seinem Akzent Anpassungen vornehmen musste, fragte ich mich nur, als ich ihn das sagen hörte: Welches castle, also Schloss? Nach den Geschichten, die er mir erzählt hatte, war Bolechow nicht eben der Ort für Schlösser; es war ein kleiner Ort, das wusste ich, ein friedlicher Ort, eine Kleinstadt mit einem Platz und einer Kir-

che oder auch zwei und einer Schul und betriebsamen Geschäften. Erst viel später, lange nachdem mein Großvater gestorben war und ich mich eingehender mit der Geschichte dieser Stadt beschäftigt hatte, wusste ich, dass Bolechow, wie so viele andere polnische Shtetl, früher im Besitz eines adligen polnischen Grundbesitzers gewesen war, und in dem Wissen glich ich die neue Information natürlich mit meiner alten Erinnerung an das ab, was ich meinen Großvater hatte sagen hören: *Ich weiß nur, dass sie sich in einem Kessle versteckt hielten.* Einem Schloss. Offensichtlich hatten Shmiel und seine Familie in der großen Residenz der Adelsfamilie, der einmal ihre Stadt gehört hatte, ein Versteck finden können, und dort hatte man sie auch entdeckt, nachdem sie verraten worden waren.

Irgendwann hörte ich dann jemanden sagen, es sei nicht die Nachbarin gewesen, sondern das eigene Hausmädchen, die *shikse*. Das fand ich verwirrend und verstörend, denn auch wir hatten eine Putzfrau, die – ich wusste, dass *shikse* das bedeutete – eine Goi war, und zwar Polin. Fünfunddreißig Jahre lang kam die polnische Putzfrau meiner Mutter, eine große, breithüftige Frau, die wir irgendwann für eine dritte Großmutter hielten und die sich auch so benahm, eine Frau, die, als aus den Sechzigern die Siebziger und aus den Siebzigern die Achtziger wurden, dieselbe Körperform annahm, die (wie man den wenigen Fotografien von ihr entnehmen kann) Shmiels Frau Ester einmal gehabt hatte, kam also jede Woche zu uns ins Haus und saugte und wischte und fegte und putzte und gab meiner Mutter zunehmend auch Ratschläge, welcher Nippes wohin zu stellen sei (*Is Gerümpel!*, beschimpfte sie dieses oder jenes Stück Porzellan oder Kristall. *Werfen Sie in Müll!*). Nachdem Mrs Wilk und meine Mutter Freundinnen geworden waren und die wöchentlichen Besuche im Haus in zunehmend längere Lunches mit hart gekochten Eiern, Brot, Käse und Tee am Küchentisch übergingen, an dem die beiden Frauen, deren Welten weniger weit auseinander waren, als man zunächst meinen mochte (mein Großvater erzählte, wenn er zu Besuch kam, Mrs Wilk immer seine anstößigen, schlüpfrigen Witze auf Polnisch), nach all den Jahren der Dienstage, an denen sie stundenlang zusammensaßen und klagten und sich bestimmte Geschichten erzählten – beispielsweise die, die

Mrs Wilk schließlich meiner Mutter anvertraute, wie, jawohl, ihr und den anderen polnischen Mädchen ihrer Stadt, Rzeszów, beigebracht wurde, die Juden zu hassen, aber sie hätten es ja nicht besser gewusst – und auch über die *pani* klatschten, die reichen Nachbarinnen, die ihre Mahlzeiten nicht mit ihren Putzfrauen teilten, nach dieser Zeit, in der die beiden Frauen Freundinnen wurden, brachte Mrs Wilk meiner Mutter Gläser mit polnischen Delikatessen, die sie zubereitet hatte, deren herrlichste, gleichermaßen wegen des amüsanten Klangs ihres Namens und des feinen Aromas, das sie verströmten, etwas war, das sie »gawampkies« aussprach: scharf gewürztes Hackfleisch, eingewickelt in Kohlblätter, die in einer gehaltvollen roten Soße schwammen ...

Deshalb und wohl auch, weil ich nicht in Polen aufwuchs, schmerzte es mich, dass Shmiel und seine Familie von dem *shikse*-Hausmädchen verraten worden waren.

Ein anderes Mal, Jahre später, sagte der in Israel lebende Vater meiner Mutter, Elkana, der Sohn des zionistischen Bruders, der in den dreißiger Jahren so vernünftig gewesen war, Polen zu verlassen, und ein Mann, der mich heute mehr als jeder andere noch Lebende an seinen Onkel, meinen Großvater, erinnert, in einem Telefongespräch – mit seiner allwissenden Autorität und seinem verschmitzten Humor, seinem Reichtum an Familiengeschichten und Familiengefühlen, ein Mann, der, hätte er seinen Familiennamen nicht geändert, um sich Ben-Gurions Hebraisierungspolitik in den fünfziger Jahren anzupassen, noch heute den Namen Elkana Jäger trüge, den er bei der Geburt erhalten hatte, den Namen, auf den, mit geringen Veränderungen in der Schreibweise, einstmals ein Homburg tragender Fünfundvierzigjähriger gehört hatte, der eines Morgens in einem Kurort in einer Provinz eines Reichs, das nicht mehr besteht, tot umfiel –, sagte also mein Cousin Elkana: *Er hatte Lastwagen, und diese Lastwagen wollten die Nazis.*

Einmal hörte ich jemanden sagen: *Er war einer der Ersten auf der Liste.*

Das alles hörte ich also, als ich noch ein Kind war. Mit der Zeit verschmolzen diese geflüsterten Fetzen, diese Gesprächsfragmente, die ich, wie ich wusste, nicht hören sollte, zu den dünnen Konturen der Geschichte, die wir lange Zeit zu kennen glaubten.

lich kühl, weshalb meine Mutter sich entschloss, noch einmal zum Parkplatz zu gehen und einen Pullover aus dem Wagen zu holen, und während dieses kurzen Aufschubs vor dem (wie ich glaubte) beängstigenden Gebet erzählte sie plötzlich von ihrer Familie, ihren toten Verwandten, und ich lenkte das Gespräch auf diejenigen, die ermordet worden waren.

Ja, ja, sagte meine Mutter. Damals war ihre Schönheit voll erblüht: die hohen Backenknochen, der kräftige Kiefer, das breite, fotogene Filmstarlächeln mit den erotischen, markanten Schneidezähnen. Ihre Haare, die mit den Jahren zu einem kräftigen Kastanienbraun gedunkelt waren, in dem sich aber noch einige blonde Strähnen hielten, das einzige Zeichen, dass sie einmal, wie ihre Mutter und Großmutter, ein Flachskopf gewesen war, so wie früher mein Bruder Matthew (Matthew, Matt, der das schmale, hochwangige, etwas längliche Gesicht einer Ikone der orthodoxen Kirche, seltsam katzenartige bernsteinfarbene Augen sowie einen platinblonden Haarschopf hatte, um den ich mit meiner Masse krauser, nicht zu bändigender welliger dunkler Haare ihn insgeheim beneidete) – die Haare meiner Mutter flatterten in dem auffrischenden Herbstwind. Sie seufzte und sagte: Onkel Shmiel und seine Frau, die hatten vier schöne Töchter.

In dem Moment, als sie das sagte, flog laut ein kleines Flugzeug über uns hinweg, und einen Augenblick lang dachte ich, sie hätte nicht *Töchter* (*daughters*), sondern *Hunde* (*dogs*) gesagt, was mich ein wenig irritierte, da ich, obwohl wir so wenig wussten, immer geglaubt hatte, wir wüssten wenigstens dies: dass sie vier Töchter hatten.

Meine Verwirrung währte jedoch nur einen Augenblick, da meine Mutter Sekunden später, mit leicht veränderter Stimme, hinzufügte, fast wie zu sich selbst: Sie haben sie alle vergewaltigt und umgebracht.

Ich stand da wie erstarrt. Ich war zwölf und im Sexuellen für mein Alter ein wenig zurückgeblieben. Ich empfand, als ich diese schockierende Geschichte hörte – desto schockierender, wie mir schien, wegen der beinahe sachlichen Art, in der meine Mutter diese Information preisgab, als redete sie nicht mit mir, ihrem Kind, sondern mit einem Erwachsenen, der über ein tiefes

Wissen über die Welt und ihre Grausamkeiten verfügte –, ich empfand mehr als alles andere Verlegenheit. Nicht Verlegenheit wegen des sexuellen Aspekts der Information, in die ich gerade eingeweiht wurde, vielmehr eine Verlegenheit darüber, dass jeder weitere Wissensdrang hinsichtlich dieses außerordentlichen und überraschenden Details von meiner Mutter als sexuelle Lüsternheit fehlinterpretiert werden könnte. Und so ließ ich, von meiner eigenen Scham erstickt, die Bemerkung verstreichen, was meiner Mutter natürlich noch merkwürdiger erschienen sein muss, als wenn ich sie gebeten hätte, mir mehr zu erzählen. Das alles raste mir im Kopf herum, als wir erneut die Stufen zu unserer Synagoge hinaufschritten, und als ich dann endlich in der Lage war, eine Frage zu dem, was sie gesagt hatte, aufwendig zu formulieren, und zwar in einer Weise, die nicht unangemessen erschien, waren wir an der Tür und gleich drin, und dann war es Zeit, die Gebete für die Toten zu sprechen.

Es ist unmöglich, für die Toten zu beten, wenn man ihre Namen nicht kennt.

Natürlich kannten wir *Shmiel*: Von allem anderen abgesehen war es der hebräische Name meines Bruders Andrew. Und wir wussten, dass es auch *Ester* gegeben hatte – nicht »Esther«, wie ich später entdeckte –, seine Frau. Über sie wusste ich lange Zeit außer ihrem Namen gar nichts, erfuhr dann noch ihren Mädchennamen, *Schneelicht*, über dessen Bedeutung ich später, als ich Deutsch studierte und seine Schönheit erkannte, eine vage Freude empfand.

Shmiel also, und *Ester* und *Schneelicht*. Doch hinsichtlich der vier schönen Töchter offenbarte mein Großvater in all den Jahren, die ich ihn kannte, all den Jahren, in denen ich ihn befragte und ihm Briefe mit nummerierten Fragen über die *mischpoche*, die Familie, schrieb, keinen einzigen Namen. Bis zum Tod meines Großvaters kannten wir nur den Namen eines der Mädchen, und zwar deshalb, weil Onkel Shmiel selbst ihn auf die Rückseite eines jener Fotos geschrieben hatte, in der kraftvollen, geneigten Handschrift, mit der ich später, nach dem Tod meines Großvaters, nur allzu vertraut werden sollte. Auf die Rückseite eines Schnappschusses von ihm selbst, seiner fülligen Frau und

1939. Shmiel schrieb an seine Geschwister nur auf Deutsch, obwohl sie sich nie in dieser Sprache, sondern nur auf Jiddisch unterhalten hatten, und auch mit den Gojim ihrer oder anderer Städte hatten sie nicht deutsch gesprochen, sondern polnisch oder ukrainisch. Für sie blieb Deutsch immer die offizielle Hochsprache, die Sprache von Regierung und Grundschule, eine Sprache, die sie in einem großen Klassenzimmer lernten, in dem einst (wie ich erfahren habe) ein großes Porträt des österreichisch-ungarischen Kaisers Franz Joseph I. gehangen hatte, das dann durch eines von Adam Mickiewicz, dem großen polnischen Dichter, ersetzt wurde und dann durch eines von Stalin und dann von Hitler und dann von Stalin und dann – nun, zu dem Zeitpunkt gab es dann keine Jägers mehr, die dort zur Schule gingen und sahen, wessen Bild dort gerade hing. Jedenfalls lernten sie Deutsch, Shmiel und seine Brüder und Schwestern, in der Baron-Hirsch-Schule, und in ihren Köpfen blieb Deutsch auch die Sprache, in der man ernste Dinge schrieb. Zum Beispiel (vier Jahrzehnte, nachdem diese Geschwister erstmals ihr *du* und *Sie* und *der* und *dem* und *eins-zwei-drei* lernten) *Wie Ihr lässt in die papers weist ihr abisiel was die juden machen hier mit, daß ist aber ein hunderster teil waß ihr weißt, oder, etwas später, Ich werde zwar schiken ein Brief geschrieben in Englisch nach Washington adresiert zum President Rosiwelt und werde schreiben daß meine alle geschwiester samt ganze family sind in Amerika sogar meine Eltern sind begraben dort, und ich bin hier ällend, und will zurück kein [nach] Amerika, vielleicht gelingt daß.*

Deutsch, die Sprache für gewichtige Dinge, konnten sie lesen und schreiben, wobei sie nur selten Fehler in der Schreibweise oder Grammatik machten, und nur gelegentlich ins Jiddische oder, noch seltener, ins Hebräische rutschten, was sie ebenfalls rein mechanisch lernten, als sie Jungen und Mädchen während der Herrschaft des Kaisers waren, dessen Kaiserreich schon bald verloren sein sollte. So wie Shmiel in einem seiner Briefe ins Hebräische rutschte: ... *ich will mit meiner lieben Frau und solche teuer 4 Kinder araus von dem gehenim. Gehenim* bedeutet auf Hebräisch »Hölle«, und als ich diesen Brief zum ersten Mal las in dem Jahr, das von dem, in dem Shmiel ihn schrieb, ebenso

fern war wie dieses von seiner Geburt, spürte ich einen plötzlichen, lebhaften Hauch von etwas von solcher Zartheit, als ob es beinahe vollständig verloren gewesen war: ein flüchtiger, aber intensiver Augenblick vielleicht seiner Kindheit und der meines Großvaters, vielleicht auch der Art, wie ihr Vater halb im Zorn, halb im Spaß ins Hebräische wechselte, wenn er seine Kinder ausschimpfte und darüber klagte, wie sie ihm das Leben zur *Gebenim* gemacht hätten, ohne 1911 freilich zu ahnen, zu was für einer Hölle diese Stadt noch werden würde.

Deutsch ist also die Sprache, in der sie schrieben. Aber das einzige Mal, dass ich meinen Großvater tatsächlich einmal hatte Deutsch sprechen hören, war lange, nachdem Shmiel nichts weiter als Erde und Wetter eines ukrainischen Weidelands geworden war, als mein Großvater nämlich, während er zähneknirschend Vorkehrungen für seinen jährlichen Kuraufenthalt in Bad Gastein traf, zu dem ihn seine vierte Frau nötigte, zu dieser Frau sagte (die etliche Tätowierungen auf dem Unterarm hatte und die es, nachdem sie ein Menschenalter und viele Regimes zuvor eine wohlherzogene Russin gewesen war, ablehnte, Jiddisch zu sprechen), als sie ihre zahlreichen Koffer und die besondere Nahrung für Schloimele zu Ende packten: *Also, fertig?*, weswegen ich möglicherweise Deutsch auf immer, selbst noch, nachdem ich es lesen und sprechen gelernt habe, mit älteren Juden assoziiere, die gezwungen werden, an Orte zu reisen, an die sie nicht wollen.

Zur Erinnerung. Dieses Bild mit seiner Widmung ist der Grund dafür, dass Shmiel viel später der Einzige der sechs war, dessen Geburtstag und -jahr wir kannten. Der 19. April war sein vierundvierzigster Geburtstag, doch er schrieb nicht »aus Anlass seines 44. Geburtstags«, vielmehr schrieb er »im 44. Lebensjahr«, und wenn ich das lese, fällt mir auf, dass er nicht einfach »Jahr« schrieb; auch wenn das bestimmt beiläufig geschah und ich keine Sekunde annehme, dass er beim Schreiben darüber nachgedacht hat, finde ich es dennoch bemerkenswert, vielleicht weil ich weiß, dass er an jenem Frühlingstag, als dieses Foto gemacht wurde, noch genau vier dieser Lebensjahre zu leben hatte.

Die meisten waren harmlos, manche auch sehr lustig. Häufig saß ich, als ich sechs, sieben oder acht war, zufrieden bei meiner Großtante Sarah, der Schwester der Mutter meines Vaters, auf dem Schoß, spielte mit ihren Perlen und versuchte heimlich, aber konzentriert, in der schimmernden Oberfläche ihrer chinesisch-roten Nägel mein Spiegelbild zu sehen, während sie mit ihren drei Schwestern, die einander sehr nah waren, Mah-Jongg spielte.

Aber manche dieser alten Juden, das wussten wir Kinder, so klein wir da auch waren, mussten um jeden Preis gemieden werden. Da gab es zum Beispiel Minnie Spieler, die Witwe des Fotografen, mit ihrer Nase und den klauenartigen Fingern und den komischen »Boheme«-Sachen, die sie trug; Minnie Spieler, auf die auf unserem Familienfriedhof in Queens ein leeres sandiges Rechteck mit einem Blechschild im Boden wartete, auf dem reserviert für mina spieler stand, was uns jedes Jahr, wenn wir hingingen, um auf die Gräber unserer toten Verwandten Steine zu legen, verstörte und ich mich voller Abneigung fragte, was sie auf unserem Familienfriedhof überhaupt zu suchen hatte. Mit Minnie wollte man nicht sprechen; sie fasste einen bei diesen Treffen mit ihren krabbengleichen Händen am Arm und schaute einem durchdringend ins Gesicht wie eine, die etwas verloren hat und hofft, man könne ihr helfen, es zu finden, und wenn ihr dann klar wurde, dass man nicht der war, den sie suchte, wandte sie sich jäh ab und schlich ins nächste Zimmer.

Es gab also Leute wie Minnie Spieler, die nach einer Weile gar nicht mehr zu den Familientreffen kamen – sie war, hieß es, nach Israel gezogen –, weswegen es mir nie mehr einfiel, mich nach ihr zu erkundigen.

Derjenige unter den Alten aber, den es am meisten zu meiden galt, war der, den wir nur als Herman der Friseur kannten. Bei diesen Treffen, bei denen ich gelegentlich Leute zum Weinen brachte, tauchte auch dieser Herman der Friseur auf, klein und geschrumpft, tief gebeugt, unvorstellbar alt, älter noch als mein Großvater, und versuchte, einem Dinge zuzuflüstern – vielmehr eigentlich mir, denn ich hatte immer das Gefühl, dass er sich auf mich stürzte, wenn man sein langsames, aber entschlossenes Schlurfen denn als »stürzen« bezeichnen konnte; immer näherte

er sich mir, versuchte, mich an der Hand oder am Arm zu packen, lächelnd, mit den Zähnen klackernd, die, wie ich heute weiß, nicht die eigenen waren, beim Näherkommen etwas Jiddisches murmelnd, was ich damals noch nicht verstand. Natürlich verdrückte ich mich, sobald ich mich zwischen ihm und der Wand hinauszwingen konnte, und rannte in die Arme meiner Mutter, die mir dann einen vollendeten grünen Halbkreis kandierte Orange gab, während Herman in der Ecke mit einem der anderen alten Bolechower Juden lachte, selbstgefällig lächelnd auf mich zeigte und sagte, was für ein *frische jingele*, ein frecher kleiner Junge, ich sei. Ich flüchtete vor ihm und gesellte mich zu meinen Brüdern, und wir spielten unsere albernen Spiele, Spiele, die gelegentlich daraus bestanden, dass wir uns über ein Wort lustig machten, das manchmal in die Luft über ihren geflüsterten, zänkischen Unterhaltungen aufstieg, ein Wort mit den alten, klagenden Alte-Welt-Diphthongen, die uns peinlich waren und die wir nachmachten. *TOOOJJJJBBBBB*, schrien wir und liefen kichernd im Kreis, *TOJB TOJB TOJB!* In meiner Kindheit hörte ich meine Mutter immer wieder Jiddisch mit ihren Eltern reden, und manche Wörter und Wendungen konnte ich mir schon früh zurechtlegen, andere dagegen – wie *währbinischgrafspototskü*, was mein Großvater immer wieder mit einem belustigten Lächeln sagte, wenn man ihn um einen Nickel bat, um damit einen Kaugummi zu kaufen, oder *tojb!* – klangen so doof, dass wir *frische jingelach* nur über die komischen Laute lachen konnten.

Frech mochten wir wohl gewesen sein, aber bei diesen Anlässen wurde ich nie gescholten. Niemand schrie einen an, wenn man Herman dem Friseur aus dem Weg ging, seit er in seiner Wirrheit meinem Bruder – dem, der einen anderen Alten an den Barthaaren gezogen hatte – eine ganze Rolle Tums Magentabletten geschenkt hatte in der Annahme, es seien Drops, und mein Bruder sich zwei Tage lang übergab. Zu den anderen alten Leuten musste man nett sein, Herman dem Friseur aber durfte man aus dem Weg gehen, und nach einigen weiteren Reisen nach Florida, einigen weiteren Sommern und Wintern war er nicht mehr da, wenn wir kamen, und wir mussten uns nie wieder wegen ihm Gedanken machen.

SCHÖPFUNG

Die Suche begann am Tag meiner Bar-Mizwa.

Wie jedes andere jüdische Kind, das ich kannte, hatte ich eine gewisse religiöse Bildung genossen. Das war vor allem geschehen, um meinen Großvater zu beschwichtigen, wobei die reformierte jüdische Erziehung, die ich erhielt, im Vergleich zu der rigorosen orthodoxen Cheder-Bildung, die er ein Menschenalter zuvor in Bolechow erhalten hatte, so verwässert, so denaturiert war, dass meine drei Brüder und ich in seinen Augen auch von katholischen Priestern hätten erzogen sein können. Diese Bildung, deren Ziel es war, uns auf den Tag unserer Bar-Mizwa vorzubereiten, auch etwas, was wir in erster Linie um unseres Großvaters willen machten, war in zwei Stufen aufgeteilt.

Im Alter von neun oder zehn Jahren mussten wir mit der Sonntagsschule beginnen, ein wöchentlicher Unterricht, der in einem örtlichen Motel stattfand. Im Souterrain dieses unansehnlichen Baus lehrte uns ein großer und sehr beliebter Mann namens Mr Weiss jüdische Geschichte und Bibelgeschichten, die Namen und die Bedeutung der Feiertage.

Viele dieser Feiertage waren, wie ich da schon erkannt hatte, Erinnerungen daran, wie wir der Unterdrückung durch verschiedene heidnische Völker knapp entronnen waren, Völkern, die ich schon damals interessanter, anziehender, potenter und wohl auch erotischer als meine altertümlichen hebräischen Vorfahren gefunden hatte. Als Kind in der Sonntagsschule war ich insgeheim enttäuscht und irgendwie peinlich berührt, dass die alten Juden immer unterdrückt wurden, immer Schlachten gegen andere, mächtigere, größere Nationen verloren und, wenn die internationale Lage relativ ereignislos war, von ihrem düsteren und kaum zu beschwichtigenden Gott schikaniert oder bestraft wurden. In einem bestimmten Alter oder als bestimmtes Kind – ein wunderliches vielleicht, vielleicht eines, auf dem

andere, größere Kinder herumhacken – möchte man seine Freizeit nicht mit der Lektüre über Opfer und Loser verbringen. Als Kind und dann auch als Jugendlicher reizten mich viel mehr die Zivilisationen jener anderen alten Völker, die offenbar ein viel tollereres Leben hatten und die, wie sich zeigte, die Unterdrücker der alten Hebräer waren. Als wir über Passah lasen und wie wir mit knapper Not aus *erez Mizrajim*, dem Land Ägypten, entkommen waren, träumte ich von den Ägyptern mit ihren neckischen Liebesgedichten und ihrem durchsichtigen Leinenstoff und den Todesgöttern mit den Schakalköpfen und Särgen aus purem Gold; als wir über Purim lasen, über Esthers Triumph über den gottlosen persischen Wesir Haman, schloss ich die Augen und dachte an die überragenden Feinheiten der Meder, an die Basreliefs von Persepolis mit ihren hypnotisch sich wiederholenden Darstellungen unzähliger, unterwürfiger Vasallen, die edle Roben und gelockte, parfümierte Bärte trugen. Als ich über das Wunder las, dessen jedes Jahr an Chanukka gedacht wird, wie das heilige Öl des Tempels sich im Verlauf von acht Tagen nach der Schändung der heiligen Stätte durch einen hellenistischen griechischen Herrscher auf wundersame Weise hält und noch vermehrt, dachte ich an die Weisheit und den potenziellen Vorteil der Hellenisierungspolitik Antiochos' II. und wie sie dieser stets unruhigen Region womöglich Stabilität gebracht hätten.

Das dachte ich damals. Heute erkenne ich, dass der wahre Grund dafür, dass ich die Griechen mehr als alle anderen den Hebräern vorzog, der war, dass die Griechen ihre Geschichten genauso wie mein Großvater erzählten. Wenn mein Großvater eine Geschichte erzählte – beispielsweise die, die mit *aber sie starb eine Woche vor ihrer Hochzeit* endete –, tat er nichts so Naheliegenderes wie am Anfang anzufangen und am Ende aufzuhören; vielmehr erzählte er in weiten, kreisenden Schleifen, sodass jedes Geschehnis, jede Figur, die er erwähnte, wie er so da saß und sein Leierkastenmannbariton dahinschrämte, seine eigene Minigeschichte hatte, eine Geschichte in der Geschichte, eine Erzählung in der Erzählung, sodass die Geschichte, die er erzählte, nicht (wie er es mir einmal erklärte) wie ein Dominospiel war, dass also eine Sache nach der anderen passierte, son-

dern wie ein Set chinesischer Schachteln oder eine russische Puppe, sodass jedes Ereignis wieder ein anderes enthielt und das wieder eines und so weiter. So begann beispielsweise die Geschichte, warum seine schöne Schwester gezwungen wurde, ihren hässlichen, buckligen Vetter zu heiraten, aus der Sicht meines Großvaters zwangsläufig mit der Geschichte, wie sein Vater eines Morgens in dem Kurort Jaremce ganz plötzlich starb, da das schließlich der Beginn der schlechten Zeiten für die Familie meines Großvaters war, der kargen Jahre, die letztlich die tragische Entscheidung meiner Mutter erforderten, ihre älteste Tochter mit dem buckligen Sohn ihres Bruders zu verheiraten, und zwar als Gegenleistung für den Preis einer Passage nach Amerika, um dort ein neues, aber, wie sich herausstellte, ebenso tragisches Leben zu beginnen. Aber um die Geschichte zu erzählen, wie sein Vater plötzlich eines Morgens in Jaremce gestorben war, musste er natürlich innehalten, um erst eine andere Geschichte zu erzählen, eine Geschichte darüber, wie er und seine Familie in der reichen Zeit am Ende jedes Sommers in ganz bestimmten schönen Kurorten Urlaub machten, beispielsweise in Jaremce, weit oben in den Ausläufern der Karpaten, es sei denn natürlich, sie gingen nicht nach Süden, sondern nach Westen, zu Kurorten in Baden oder nach Zakopane, ein Name, der mir sehr gefiel. Dann aber ging er, um mir einen besseren Eindruck davon zu vermitteln, wie sein Leben damals aussah, in den goldenen Jahren vor 1912, als sein Vater starb, noch weiter in der Zeit zurück, um mir zu erklären, wer sein Vater in ihrer Kleinstadt überhaupt gewesen war, und von dem Respekt zu erzählen, den er genoss, und von dem Einfluss, den er hatte; und diese Geschichte führte ihn schließlich ganz an den Anfang zurück zu der Geschichte, wie seine Familie in Bolechow gelebt hatte, seit die ersten Juden dorthin kamen, seit *bevor es ein Bolechow überhaupt gegeben hat*.

Eine nach der anderen öffneten sich die chinesischen Schachteln, und ich saß da, schaute in jede hinein und war hypnotisiert.

Und genauso haben die Griechen ihre Geschichten erzählt. Homer etwa unterbricht häufig den Handlungsverlauf der *Ilias*, sein großes Kriegsgedicht, indem er sich rückwärts in der Zeit und manchmal auch im Raum bewegt, um dem Geschehen eine

psychologische Dichte und emotionale Struktur zu geben oder um, wie manchmal der Fall, anzudeuten, dass die *Unkenntnis* bestimmter Geschichten, das Unwissen um die verzwickten Vorgeschichten, die, ohne dass wir uns dessen bewusst sind, die Gegenwart prägen, ein schwerer Fehler sein kann. Das berühmteste Beispiel dafür ist vielleicht die Begegnung relativ am Beginn des Gedichts zwischen den beiden Kriegern Glaukos und Diomedes: Während die Griechen und Trojaner sich zum Kampf rüsten, setzt jeder zu einer langen Geschichte an, die seine militärischen Fähigkeiten und das Ansehen seiner Familie hervorheben soll, und aus ihren langen, ausführlich vorgetragenen Genealogien geht bald hervor, dass zwischen ihnen wichtige Familienbande existieren, und unter Freudenschreien fassen sich die beiden Männer, die sich noch zehn Minuten zuvor nur allzu gern umgebracht hätten, an den Händen und erklären sich ewige Freundschaft. Etwas Ähnliches geschieht (um von der Lyrik zur Prosa zu wechseln), als der Historiker Herodot, Jahrhunderte nach Homer, seine große Geschichte vom unwahrscheinlichen und totalen Sieg der Griechen über das riesige Perserreich zu Beginn des fünften Jahrhunderts vor Christus verfasste; auch er griff auf diese alte und faszinierende Technik zurück. Daher war es für ihn nur natürlich, dass er, um die Geschichte des Griechisch-Persischen Konflikts zu schildern, auch die Geschichte Persiens erzählen musste, was auch größere und kleinere Abschweifungen einschloss, von der berühmten Geschichte vom Wunsch eines bestimmten östlichen Potentaten, ein anderer Mann möge seine Frau nackt sehen (die arrogante Sünde, die, wie uns zu verstehen gegeben wird, den Niedergang einer ganzen Dynastie auslöste), bis hin zu einem eigenen Kapitel, das ausschließlich der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen, der Kunst und Architektur Ägyptens gewidmet ist, denn schließlich gehörte Ägypten ja zum Persischen Reich. Und so weiter.

Doch jede Kultur, jeder Autor erzählt Geschichten anders, und jeder Erzählstil eröffnet anderen Geschichtenerzählern Möglichkeiten, von denen er sonst vielleicht gar nicht geträumt hätte. Von einem bestimmten französischen Schriftsteller könnte man beispielsweise lernen, dass es theoretisch möglich ist, den

größten Teil eines bedeutenden Romans einer einzigen Unterhaltung zu widmen, die bei einem bestimmten Essen stattfand; von einem bestimmten amerikanischen (allerdings in Polen geborenen) Romancier, dass der Dialog so gestaltet werden kann, dass er in interessanter, gefährlicher Weise vom Standpunkt des Erzählers ununterscheidbar wird; ein von Ihnen bewunderter deutscher Schriftsteller könnte Ihnen die überraschende Erkenntnis vermitteln, dass Bilder und Fotografien, die Sie bei einem ernsten Text bislang eigentlich unpassend fanden oder die mit ihm konkurrieren, manchen traurigen Geschichten unter bestimmten Umständen eine gewisse Würde verleihen können. Und dann demonstrierten natürlich die Griechen Homer und Herodot, dass eine Geschichte nicht geradlinig und chronologisch, erst passierte das, dann passierte das, erzählt werden muss – so wie beispielsweise die Genesis ihre Geschichte erzählt, was nach einer Weile, man muss es so sagen, flach und öde werden kann. Und obwohl es mir damals nicht bewusst war, erkenne ich heute, dass eine bestimmte ringartige Technik des Geschichtenerzählens, von der ich lange Zeit glaubte, mein Großvater habe sie erfunden, der eigentliche Grund dafür war – mehr als heidnische Schönheit und Lust, mehr als heidnische Nacktheit, mehr als heidnische Macht und Autorität, mehr als heidnischer Sieg –, dass nicht die Hebräer, sondern die Griechen meine Fantasie von frühester Kindheit an, von Beginn an reizten.

Weswegen mein Großvater, der für mich das Jüdischsein schlechthin verkörperte, in mir auch eine lebenslange Vorliebe für die Heiden schuf.

Die Geschichte, die wir in der Sonntagsschule lernten, die Geschichte der Juden und der jüdischen Feiertage, war daher eine, die mich uneins mit mir selbst machte, denn ich war ein Jude, der die Griechen bewunderte. Diese Ambivalenz könnte der Grund dafür gewesen sein, dass ich so kläglich an den Anforderungen der zweiten Phase meiner jüdischen Erziehung scheiterte, die Hebräische Schule hieß und mit der wir im Alter von zwölf Jahren begannen. Der Unterricht der Hebräischen Schule fand jeden Mittwochnachmittag in der Synagoge mit den dunklen Bänken und den Giebeln statt, die meine Familie besuchte und deren einziger Zweck die Vorbereitung auf die Bar-

Mizwa war. Unter der Leitung eines rundlichen kleinen Mannes, der seinem Namen so penibel, wie man es von einer gewissen Sorte Mitteleuropäer erwarten könnte, den Titel »Doktor« voranstellte, waren diese beiden Stunden in erster Linie dem Studium der hebräischen Sprache selbst gewidmet. Doch im Alter von zwölf Jahren lernte ich ja schon Altgriechisch und war weit genug fortgeschritten, um vereinfachte Textstellen zu lesen: eine gewagte Geschichte über einen Gott und eine Nymphe, eine Passage von Herodot über die Krokodile im Nil, Themen, die mich weit mehr ansprachen als die monotonen, mürrischen Ergüsse der hebräischen Propheten, aus denen die Texte der *Haftara*-Abschnitte bestanden, die man am Tag der Bar-Mizwa, nach den Lesungen aus der Tora selbst, singen musste, oder die bizarren Verbote beim Essen und bei der Liebe, die sich bei Leviticus finden. Daher studierte ich mein Griechisch, nicht aber mein Hebräisch, weswegen ich, obwohl ich das hebräische Alphabet hinreichend gut lernte, um lange Abschnitte flüssig lesen zu können, was ich ja dann auch bei meiner Bar-Mizwa tat, von der Sprache selbst keine Kenntnis hatte, außer davon, wie man die Wendung *aba babajit*, »Vater ist zu Hause«, liest und schreibt.

Erst viel später, lange nachdem ich meine Studien den griechischen und lateinischen Klassikern gewidmet hatte, wandte ich mich doch wieder dem Hebräischen zu und studierte es mit größerem Ernst. Allerdings nicht, weil ich mich mit fünfundzwanzig frommer als mit dreizehn empfand. Ich wollte wieder Hebräisch studieren, weil ich Mitte zwanzig, kurz bevor ich mit der Graduate School begann, gierig auf Sprachen war, so wie mein Großvater, der so viele gekonnt hatte, und es ärgerte mich, dass ich jene frühe Gelegenheit vergeudet hatte. Also kaufte ich mir einen dicken Wälzer mit dem Titel *Introduction to Biblical Hebrew* und arbeitete mich innerhalb eines Jahres allmählich durch. Nach einer Weile konnte ich in diesen Monaten des Jahres 1985 bereits Bibelstellen lesen, und schließlich ging ich wieder in die Buchhandlung und kaufte mir weitere Bücher, allerdings keine Sprachführer, sondern Bücher, die mir erklärten, was ich schon ein halbes Leben früher hätte lernen sollen. Einige Mo-

nate lang vertiefte ich mich in meine jüdische Bildung und erfuhr etwas über die Komposition des *Tanach*, der hebräischen Bibel, die Namen und Themen seiner verschiedenen Bücher und die verschiedenen *Paraschijot*, die wöchentlichen Lesungen aus der Tora, der Fünf Bücher Mose, wie und wann jede Parascha gelesen wurde und was sie bedeutete.

Beispielsweise lernte ich, wie *Paraschat Bereschit*, der erste formale Abschnitt des Buchs Genesis, vom Anfang der Dinge handelte, wie sich die Formen der Dinge nach und nach aus unterschiedsloser Düsternis herausbildeten: Ozeane, Himmel, Erde und später Tiere, Pflanzen, Fische, Vögel und zum Schluss die Menschen. Ich lernte, wie manche dieser Geschichten Allegorien dafür sind, wie die Welt ist: wie beispielsweise die Geschichte von Adam und Eva unter anderem erklärte, warum Frauen die Schmerzen der Geburt ertragen müssen, wie die Geschichte von Kain und Abel, die mich als Jungen so verstörte, dass ich sie in der Sonntagsschule nicht richtig lernen wollte, weswegen mir noch lange danach nicht klar war, ob nun Kain oder Abel der »Böse« war, wie diese Geschichte erklärte, warum es auf der Welt Gewalt und Mord und Krieg gibt. Ich erfuhr von der *Paraschat Noach*, dem Abschnitt der Genesis, der die Geschichte von Noah und der Arche enthält, von seinen schrecklichen Fahrten über das Angesicht der Erde – die erneut eine unterschiedslose Wassermasse werden sollte, da Gott in einem Anfall alles vernichtender Wut, der nicht der letzte sein sollte, beschlossen hatte, seine eigene Schöpfung auszulöschen –, und auch eine Genealogie von Noahs Ahnen, die sich, im Fortgang der Erzählung mit wachsender Intensität, auf eine Familie fokussiert und dann auf einen Mann, Abram. Ich lernte, wie Abrams Reise durch die bekannte Welt auf der Suche nach dem Land, das Gott ihm verheißen hat, eine epische Wanderschaft, die ihn in der *Parascha* namens *Lech Lecha* (»Gehe hin!«) am Ende nicht nur zwingt, fremde neue Ländereien zu durchstreifen, sondern sich auch den Extremen von menschlichem Gut und Böse zu stellen, wie es in der *Paraschat Wajera*, »Und Er Erschien«, geschildert wird: Denn dort sehen wir, wie er in Sodom und Gomorrha auf eine absolute Zurückweisung von Gottes moralischem Gesetz trifft und auf dem Berg Moria selbst aufgefor-

dert wird, sich einer völligen Annahme von Gottes Gesetz zu unterwerfen, selbst wenn dieses Gesetz ihn den eigenen Sohn kostet.

Ich muss zugeben, dass ich bei meinem jüdischen Selbstunterricht nie über die *Paraschat Wajera* hinausgekommen bin. Aber natürlich kenne ich das Ende der fünf Bücher, mit deren Lektüre ich zwanzig Jahre zuvor begonnen hatte: wie Joseph, der ausgewählte Nachkomme Abrams, von seinen Brüdern zurückgewiesen, verlassen und letztlich nach Ägypten gebracht wurde, wo sein Stamm dann aber gedieh – obwohl Ägypten letztlich das Land werden sollte, aus dem diese Familie, dieser Stamm seine lange, beschwerliche, unvorstellbare Reise zurück in eine »Heimat« machen würde, die, da niemand sie ja kannte, ihnen gar nicht wie eine »Heimat« erschienen sein kann.

Wie ich schon sagte, ist das Erste, was in der Paraschat Bereschit geschieht, nicht, wie viele glauben, dass Gott Himmel und Erde schuf, vielmehr sagte er am Anfang seiner Erschaffung von Himmel und Erde, als alles eine betäubende Leere war: »Es werde hell!«. Das nämlich ist der erste Schöpfungsakt, von dem wir in Bereschit erfahren. Für mich ist dabei interessant, dass jeder Schöpfungsakt, der darauf folgt – Licht und Finsternis, Nacht und Tag, trockenes Land und Ozeane, Pflanzen und Tiere und schließlich der Mensch aus Staub –, als ein Trennungsakt beschrieben wird. Was tat Gott, als er sah, dass das Licht »gut« war? Er trennte es von der Finsternis und trennte dann immer weiter, bis die Bestandteile des Kosmos ihre gefällige und rechtmäßige Ordnung annahmen.

Raschi widmet diesem Umstand relativ wenig Raum, ihm geht es vor allem um die moralischen Auswirkungen dieser ersten Trennung des Lichts von der Finsternis: »Nach dem einfachen Sinn«, schreibt er über Gottes Trennung des Lichts von der Finsternis, »erkläre so: Er sah, dass es gut war und ihm nicht gezieme, mit der Finsternis zusammen vermischt gebraucht werden, darum wies Er dem einen sein Gebiet am Tag und dem anderen sein Gebiet in der Nacht an.« Und warum tut Gott das? Weil das Licht, wie Raschi sagt, »es nicht verdiene, von den Bösen gebraucht zu werden, und sonderte es für die Frommen in der

einstigen Welt ab«. Die moralischen Implikationen der Fähigkeit, in dieser Weise zu »trennen«, kommen am Ende der Genesis, im 3. Kapitel, natürlich zu einem erzählerisch befriedigenden Schluss, der auch den Höhepunkt der Schöpfungsgeschichte bildet: die Geschichte von Adam und Eva und wie sie die verbotene Frucht vom Baum der Erkenntnis essen. Die Geschichte beginnt mit der Schöpfung, die, wie wir gesehen haben, eine Geschichte der Unterscheidungsakte des einen vom anderen ist; sie endet mit dem Hinweis auf die wesentlichste Unterscheidung überhaupt, die zwischen Gut und Böse, eine Unterscheidung, die den Menschen nur dadurch begreifbar wird, indem sie vom Baum der Erkenntnis essen, einem Baum, von dem die Tora uns sagt, er sei (wie das Licht) »gut«, er sei »ein Reiz für die Augen« Evas und er sei »wünschenswert für das Verständnis«, und wegen dieses Guten, dieses Reizes, dieser Erwünschtheit habe Eva davon gegessen.

Ich möchte noch ein wenig bei diesem merkwürdigen Baum verweilen, dessen Frucht zwar so gut war, sich aber, wie wir wissen, für die Menschheit als giftig erwies, denn dass davon gegessen wurde, führte der Bereschit zufolge dazu, dass die Menschen aus dem Paradies vertrieben und letztlich gezwungen wurden, den Tod zu erfahren. Vor allem aber möchte ich ein wenig dem Vergnügen und dem Reiz des Baums der Erkenntnis nachgehen, denn die Zusammenhänge in Bereschit zwischen Kreativität, Unterscheiden, Erkenntnis und Vergnügen sind für mich vollkommen normal. Schon als Kind hatte ich eine eigentümliche wissenschaftliche Neigung: das Verlangen zu wissen und das, was ich wusste, zu ordnen. Das war zweifellos ein Nebenprodukt, vielleicht sollte ich eher sagen, die Frucht der intellektuellen Begabung meines Vaters – er ist Wissenschaftler – und der Leidenschaft meiner Mutter für Ordnung, des Hangs zu rigoroser Sauberkeit und Organisation, die sie nur halb im Scherz ihrem »deutschen Blut« zuschrieb. Das ist mein deutsches Blut, sagte sie, das ehemals blonde Produkt von Familien, die rein deutsche – nicht deutsch-jüdische – Namen hatten, Namen wie Jäger und Mittelmark (so hieß, wie ich erfahren habe, eine Provinz Preußens); das sagte sie, manchmal lachend, manchmal auch nicht, wenn sie ein nachlässig gemachtes Bett noch mal

machte, ein Regalfach mit unseren Schulbüchern ordnete oder versuchte, Ordnung bei Dingen zu schaffen, die eigentlich in den etwas nachlässigeren Einflussbereich meines Vaters gehörten, was manchmal zu komischen Ergebnissen führte, beispielsweise wenn sie endlich die vielen verschiedenen kaputten Gegenstände, Spielzeug, Leuchtkörper und Kleinkram, zusammenhatte, die zu reparieren er lakonisch versprochen, es aber nicht geschafft hatte, und alle diese verwaisten Dinge in eine Schachtel getan und diese mit einem schweren marineblauen Magic Marker in ihrer dicken, schwungvollen Handschrift als ZU REPARIEREN ALEVAY beschriftet hatte – wobei »alevay« das jiddische Wort ist, das einen gewissen hoffnungslosen, lädierten Optimismus ausdrückt: »Es sollte eigentlich geschehen (wird es aber nicht).«

Mein Vater wollte also alles gern wissen und meine Mutter organisierte gern alles, und vielleicht entdeckte ich schon in jungen Jahren ein tiefes Vergnügen daran, das Wissen zu organisieren. Es bereitete mir daher nicht nur Vergnügen, über (zum Beispiel) die alten Ägypter und später über die Griechen und Römer zu lesen, über Archäologie und die Romanows und Fabergé-Eier; die Freude lag viel eher in der Organisation des Wissens, das ich langsam ansammelte, im Anlegen und Memorieren von Listen nummerierter Dynastien und Vokabulartafeln und Hieroglyphentabellen und Chronologien von nummerierten Katherinen und Nikoläusen und Alexandern. Das war, wie ich heute sehe, der erste Ausdruck eines Impulses, der letztlich derselbe ist wie derjenige, der einen Menschen zum Schreiben treibt – dazu, ein Chaos aus Fakten zu ordnen, indem man daraus eine Geschichte mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende baut.

Wenn ich ein frühes, zugegebenermaßen exzentrisches Vergnügen von mir beim Ordnen von zuvor unordentlichen Informationsmassen empfand, so empfand ich ebenso einen gewissen Schmerz, gar eine Form von Beklemmung, wenn ich Informationsmassen gegenüberstand, die sich dem Organisieren offenbar widersetzen.

Jedenfalls begann es mit meiner Bar-Mizwa, meiner Bar-Mizwa an jenem Samstagnachmittag, als meine Stimme so fürchterlich brach, der Bar-Mizwa, die den Höhepunkt meiner lückenhaften

jüdischen Erziehung darstellte, dass ich auf meine jüdische Familie neugierig wurde und begann, Fragen zu stellen. Neugierig war ich natürlich immer gewesen: Wie konnte es auch anders sein, wenn mein Gesicht manche Leute an jemanden erinnerte, der schon lange tot war? Doch das glühende Interesse an jüdischer Genealogie, das erst zu einem Hobby und später beinahe zur Besessenheit wurde, erwachte an jenem Apriltag. Ich muss hinzufügen, dass es nichts mit der Zeremonie selbst zu tun hatte, mit dem Ritual, auf das ich mich so lange vorbereitet hatte, vielmehr begann alles mit dem Empfang im Haus meiner Eltern. Denn während ich von einem Verwandten zum nächsten gereicht wurde, um geküsst und auf den Rücken geklopft und beglückwünscht zu werden, verstörte mich die wirre Masse unbekannter und ähnlich aussehender Gesichter, und ich fing an mich zu fragen, wie es kam, dass ich mit diesen ganzen Leuten verwandt war, mit diesen Idas und Trudys und Juliussen und Sylvias und Hildas, mit den Namen Sobel und Rechtschaffen und Feit und Stark und Birnbaum und Hench. Ich fragte mich, wer die alle waren, worin nur ihre Verbindung zu mir bestehen konnte, und weil ich dieser unterschiedslosen Masse Verwandter nicht gern gegenüberstand, weil mich dieses Durcheinander beunruhigte, verbrachte ich von da an Stunden und Wochen und Jahre mit der Erforschung meines Familienbaums, mit der Klärung der Beziehungen und der Ordnung der Zweige und Unterzweige der genetischen Verbindungen, mit der Organisation der Informationen, die ich schließlich auf Karteikarten und in Tabellen und Akten sammelte. Natürlich ist die Vorstellung, dass jemand im Alter von dreizehn Jahren zum Mann »wird«, albern, allerdings kann man mit einiger Berechtigung sagen, dass meine Bar-Mizwa mir, wie ungewollt auch immer, ein größeres Bewusstsein dessen verlieh, was es bedeutete, Jude zu sein, als jedes Verständnis der Worte, die ich an jenem Tag im April 1973 sprach, es hätte leisten können.

Und so betrafen die Fragen, die ich mir unmittelbar im Anschluss an meine Bar-Mizwa stellte, nicht nur den rätselhaften Shmiel, sondern sie alle. Diese Fragen führten mich anfangs dazu, den Verwandten, die 1973 noch lebten, Briefe zu schreiben – ihre Zahl war da schon erheblich geringer als noch sechs, sieben Jahre

davor, als ich mit meiner Familie immer nach Miami Beach reiste. Ich schrieb diesen alten Verwandten in Queens und Miami und Chicago und Haifa, und manchmal frustrierten und verwirrten mich die Antworten (*Mein genaues Geburtsdatum verrate ich dir nicht, sage mir Sylvia, die unglückliche Schwester meines Großvaters, an einem Nachmittag 1974 am Telefon, weil es besser wäre, ich wäre nie geboren worden*). Häufiger jedoch freuten sich diese alten Leute darüber, dass sich ein so junger Mensch für etwas so Altes interessierte, und sie antworteten eifrig und erzählten mir auf meine Fragen hin alles, was sie wussten. So hämmerte Pauline, eine Tante meines Vaters (immer »Tante Pauly«), zwischen Juni 1973, als ich ihr meinen ersten schüchternen Brief schrieb, und Juni 1985, als ihr eindrucksvolles Gehirn, das mir so viele knackige und entscheidende Details über die väterliche Seite meiner Familie geliefert hatte (*Ich glaube, ich erinnere mich auch, dass jemand den Namen einer Stadt namens ... sagte*), kollabierte, an die hundert Briefe in die Tasten ihrer klapprigen alten Underwood. Zum Ende hin waren das *a*, *o* und *e* ununterscheidbar geworden, vielleicht eine Parallele dazu, was in dem verwirrten und sich verhärtenden Gewebe stattfand, dem ich so viel verdankte.

Oder meine Großtante Miriam in Haifa, die Frau Itzhaks, des Bruders meines Großvaters, die Frau, die ihren Mann mit ihrem kernigen Zionismus davon überzeugt hatte, dass die Zukunft des Judentums, obwohl ihre Fleischerei so prächtig gedieh, in Palästina lag, weswegen sie und er und ihre beiden kleinen Kinder dem Schicksal entgingen, das Shmiel und die anderen verschlang. Ich schrieb ihr recht häufig, und sie hatte viel zu Bolechow zu sagen, wie es einmal gewesen war, bevor sie die Stadt verließ. Ich freute mich immer über den Anblick ihrer zarten Aerogramme mit den exotischen israelischen Briefmarken darauf, das blaue Papier, fein wie Seidenpapier, bedeckte eine unverwechselbare, altmodische europäische Schrift mit blauem Kugelschreiber, die jeden Zentimeter jedes Blatts des schwerelosen Dokuments ausfüllte. Durch ein Englisch, dessen Syntax und Orthografie für mich ebenso schwierig zu entziffern waren wie ihre Krakelschrift, erfuhr ich viel, vom angenehmen Leben in der alten Stadt, die schmeichelhaften Dinge, die ihr Vater

immer über meinen Urgroßvater, Elkune Jäger, sagte; die beiden Männer, schrieb sie, hatten demselben Verein in Bolechow angehört, ein Detail (Verein?), das mich zu einer Neubewertung dessen zwang, was ich über das Leben in einer kleinen galizischen Stadt um die Jahrhundertwende zu wissen glaubte. Besonders interessant waren für mich Dinge über meinen Großvater, da ich inzwischen alt genug war, um zu wissen, dass eine Familiengeschichte mehr sein konnte als nur Tabellen und Schaubilder, tatsächlich mit erklären konnte, wie die Menschen – etwa mein Großvater – zu dem wurden, was sie waren. Über Elkune schrieb sie:

Elkana Jager erinnere ich nicht, aber mein Vater sagt mir, dass sie waren Mitglied in dieselbe Synagoge und auch in die Verein und er sag mir, dass er war ein sehr prächtiger und guter Kerl, der gern hat gegeben Geld für die arme Familien und er hat eine sehr gute Meinung und Sympatie für die christliche Birger und das war für ihn und die ganze Stadt sehr wichtig. Aber er ist gestorben sehr jung in die Jahrhundert er war bei Rachel, um sich ruhen aus und hat gekriegt Herzanfall was war eine Tragedi für ganze Stadt und Familie.

Es dauerte eine Weile, bis ich merkte, dass *Birger Bürger* bedeutete. *Rachel* war, wie mir voller Erregung aufging, die ältere Schwester meines Großvaters, diejenige, die *eine Woche vor ihrer Hochzeit* gestorben war, und zwar deshalb, weil auch sie, wie ich später erfuhr, ein schwaches Herz hatte.

Da ich wusste, dass Miriam und ihr Mann bis in die dreißiger Jahre in Bolechow geblieben waren, fasste ich den Mut, sie auch noch nach Shmiel zu fragen. Ich erinnere mich noch an die dunkle Erregung, als ich den Brief schrieb, in dem ich sie fragte, was genau mit ihnen geschehen war, ein Brief, von dem ich meinem Großvater nichts sagte. Aber bei diesem Thema war Miriam zurückhaltender und konnte mir nur das Folgende sagen, in einem Aerogramm mit dem Datum 20. Januar 1975:

Das Datum wo Onkel Schmil und seine Familie gestorben sind, niemand kann mir sagen, 1942 haben die Deutschen die Tante Ester mit zwei Töchtern getötet. Die älteste Tochter war bei den Partisanen in den Bergen und ist mit ihnen gestorben. Onkel Schmil und 1 Tochter Fridka die Deutschen haben getötet 1944 in Bolechow, das mir sagt ein Mann aus Bolechow niemand weiß was ist wahr.

Wenn sich das als nicht ganz wahr erwies, worauf sie selbst (wie ich jetzt sehe) mich aufmerksam machte, so war das nicht ihre Schuld. Sie gab nur weiter, was sie gehört hatte.

Etwas später, als ich gelernt hatte, von den Antworten nicht allzu viel zu erwarten, und mir immer mehr einbildete, ein effizienter Forscher zu sein, eine bestimmte Methode entwickelt zu haben, schrieb ich zunehmend auch an Einrichtungen und Agenturen, Briefe, in denen man einen frankierten Rückumschlag beilegen sollte, Briefe an die Archive der Stadt New York, darin Postanweisungen für die Begleichung von beglaubigten Kopien oder Totenscheinen (damals je fünf Dollar), an Friedhöfe (besonders gern) mit Namen wie Mount Zion und Mount Judah (»die für Mina Spieler reservierte Grabstätte ist bis heute nicht in Anspruch genommen worden«), an Orte mit Namen wie The Hebrew Orphan Asylum (Das Hebräische Waisenhaus), an Archive hinter finster klingenden Akronymen wie AGAD in Ländern, die damals hinter dem Eisernen Vorhang lagen und von denen ich nie eine Antwort erhielt, obwohl ich die internationale Postanweisung beigelegt hatte; Fragen, die mich, zwei Jahrzehnte später, zu subtileren Werkzeugen greifen ließen. Jetzt gab es Internet-Suchen auf Genealogie-Webseiten, auf dem Totenindex der Sozialversicherung und auf genealogy.com und jewishgen.com, auf der Datenbank von Ellis Island, wo ich das genaue Datum von Shmiels Ankunft in New York 1913 erfuhr, ein Ort, der ihm seiner Meinung nach kein Glück brachte; jetzt gab es FamilyFinder-Behörden; jetzt führte ich lange Korrespondenzen mit vollkommen Fremden, die unvorstellbar anders waren als jene mühseligen Aerogrammwechsel aus meiner Jugendzeit, E-Mail-Anfragen bei Menschen in Kalifornien und Colorado und Wales und Dänemark, die sprachlich äußerst

kompetente und unverzügliche Antworten verhiessen. Diese wiederum führten mich auf Reisen, im Verlauf eines Jahres, in ein Dutzend Städte von Sydney bis Kopenhagen und Beerscheba, in Flugzeuge und auf Fähren voller jüdischer Jungen und Mädchen in Uniform, Waffen an den schmalen Körpern, und schließlich nach Bolechow selbst, wo ich mit den wenigen noch Lebenden sprach, die gesehen hatten, was getan worden war.

Die Zeit verging. Als junger Mann zwischen zwanzig und dreißig schaute ich gelegentlich in meine Akten, trieb meine Recherchen ein wenig weiter, schrieb ein paar neue Briefe an dieses oder jenes Archiv, erfuhr weitere Fakten. Dann, Mitte, Ende dreißig, fand ich, dass ich über meine Familiengeschichte alles wusste, was es zu wissen gab: vor allem über die Jägers, denn zusätzlich zu den dokumentierten Unterlagen und dem Material, das bei Archiven und Bibliotheken erhältlich war, gab es ja noch all die Geschichten, im Laufe der Jahre aber auch über die Familie meines Vaters, die wortkargen Mendelsohns. Die einzige Leerstelle, die einzige irritierende Lücke waren Shmiel und seine Familie, die Verlorenen, über die es keine Fakten gab, die ich auf den Karteikarten vermerken, keine Daten, die ich in die Genealogie-Software eingeben konnte, keine Anekdoten, keine Geschichten, die zu erzählen waren. Doch mit der Zeit schmerzte es immer weniger, dass wir nicht mehr über sie erfahren würden, da das gesamte Ereignis mit jedem vergehenden Jahrzehnt in die Ferne wich, und damit wurden auch sie matter, schwächer, nicht nur jene sechs, sondern alle; und indem ein Jahrzehnt auf das andere folgte, schienen sie zunehmend nicht mehr uns, sondern der Geschichte zu gehören. Das machte es paradoxerweise leichter, nicht an sie zu denken, denn schließlich dachten so viele an sie – wenn nicht an sie speziell, so doch an eine Art allgemeines *sie*, diejenigen, die von den Nazis umgebracht worden waren, und aus dem Grund war es so, als kümmerte man sich um sie.

Dennoch kam es hier und da vor, dass eine Erinnerung an die Oberfläche stieg und mich zu der Frage veranlasste, ob es vielleicht doch noch etwas zu erfahren gab.

Zum Beispiel:

Mein Großvater erzählte am liebsten Geschichten, die lustig waren, weil er selbst so lustig war und weil die Leute einen lieber mögen, wenn man sie amüsiert. Ich erinnere mich – vielmehr, meine Mutter erzählte mir –, wie sich einmal vor langer Zeit meine Großtante Ida, die Schwester meiner Großmutter, am Thanksgiving-Tisch in die Hose machte, so lustig war die Geschichte, die er erzählte. Wir wissen nicht, welche seiner vielen lustigen Geschichten es war, da die Geschichte, wie sie sich wegen ihm in die Hose machte, die Geschichte selbst verdrängt hat – zu einer eigenständigen Geschichte geworden ist, eine, die heute erzählt wird, um einen bestimmten Aspekt des Wesens meines toten Großvaters zu erhellen oder vielleicht auch zu bewahren. Vor allem mir erzählte er immer gern seine Geschichten über die Stadt, in der er geboren wurde und in der seine Familie gelebt hatte, »seit«, wie er dann immer sagte und sich feucht räusperte, wie es seine Art war, die Augen groß und starr wie die eines Säuglings hinter den Gläsern seiner altmodischen Brille aus schwarzem Plastik, »es ein Bolechow gegeben hat«. *BOHle-choff*, sprach er es aus, wobei er das *l* in der Kehle behielt, am selben Ort, wo er das *ch* streichelte, so wie die Leute von dort es tun, *BOHlechhoff*, die Aussprache, die, wie ich wesentlich später erfuhr, die alte, jiddische ist. Auch die Schreibweise hat sich verändert: Bolechow unter den deutschsprachigen Österreichern, Bolechów unter den Polen, Bolechov während der Sowjetjahre und jetzt schließlich Bolechiv unter den Ukrainern, die die Stadt schon immer haben wollten und sie jetzt besitzen. Es gibt einen Witz, den man sich in diesem Teil Osteuropas erzählt, der andeutet, warum Aussprache und Schreibweise ständig wechseln: Er handelt von einem Mann, der in Österreich geboren wurde, in Polen zur Schule geht, in Deutschland heiratet, in der Sowjetunion Kinder hat und in der Ukraine stirbt. *Und die ganze Zeit, so der Witz, hat er sein Dorf nie verlassen!*

Dass ich den Namen der Stadt, in dem die Familie meiner Mutter über dreihundert Jahre lang gelebt hatte, falsch aussprach, wurde mir erst Ende der neunziger Jahre klar, als ich eine alte Frau kennenlernte, die Mutter eines Mannes, mit dem ich mich kurz zuvor angefreundet hatte. Nach einer Weile erfuhr

ich, dass er – er gehörte zu der Generation meiner Eltern – in einer Nachbarstadt Bolechows geboren wurde, einer eher kleinen Stadt namens Stryj oder auch Striy; ich habe sie inzwischen besucht. Heute wachsen dort hohe, ausladende Bäume inmitten der dachlosen Ruine, die einst die Hauptsynagoge der Stadt gewesen war. Als ich die seltsame geografische Übereinstimmung bemerkte, die unsere Familien verbindet, sagte ich dies meinem Freund, der ebenso wie ich Schriftsteller ist. Er wusste von meinem Interesse an der Geschichte dieses kleinen und heute vergessenen Teils der Welt und schlug mir vor, mich seiner Mutter vorzustellen, die damals auf die neunzig zuging, vielleicht könne sie mir ihre Erinnerungen erzählen. Seine Mutter. Mrs Begley. *Begley*: noch so ein Name, der sich wie die Namen der Städte, in denen Leute wie sie einmal gelebt hatten, unmerklich verändert hatte, denn der Name hatte einmal *Begleiter* gelautet. Natürlich nahm ich die Einladung meines Freundes begierig an, da es mittlerweile, ich war da nun fast vierzig, eine kleine Anzahl merkwürdiger Zufälle gegeben hatte; seltsame Erinnerungen an Bolechow oder Shmiel oder die besondere Vergangenheit unserer Familie waren auf unglaubliche Weise in der Gegenwart aufgetaucht, quälten uns mit der Möglichkeit, dass die Toten weniger verloren waren als vielmehr auf uns warteten ...

Beispielsweise las ich vor einigen Jahren irgendwo, dass es, sechzig Jahre danach, noch immer möglich war, dem Internationalen Roten Kreuz die Namen von Holocaust-Opfern zu melden, die gesucht werden sollten. Und so ging ich eines Tages zur hiesigen Dienststelle des Roten Kreuzes, die ihren Sitz in einem großen, rechteckigen, ziemlich unpersönlichen Gebäude nicht allzu weit von mir entfernt hat. An der Fassade dieses Gebäudes ist ein großes rotes Kreuz angebracht. Drinnen füllte ich dann sechs Vermisstenformulare aus. Ich tat dies ohne den kleinsten Funken Hoffnung, denn ich wusste, wie gering die Chancen standen; dennoch, sagte ich mir, man weiß nie.

Und man weiß wirklich nie. Vor rund fünfzehn Jahren kaufte mein jüngerer Bruder, der zu der Zeit Kostümassistent bei Woody Allen war, Stoffe in einem matt beleuchteten Geschäft

im New Yorker Garment District, in dem sich die Stoffrollen stapelten. Ihm fiel auf, dass der ältere Herr hinterm Ladentisch auf dem Unterarm eine Tätowierung hatte, und begann mit ihm ein Gespräch. Im Verlauf der Unterhaltung erwähnte mein Bruder, dass Verwandte von uns, die in der Katastrophe umgekommen seien, aus Bolechow stammten, worauf der alte Jude fast ekstatisch die Hände zusammenschlug und ausrief: Ach, Bolechow! Da hatten sie das *schönste* Leder!

Dann das Mal, als auf meine Anfrage auf einer Genealogie-Seite im Internet hin ein alter Mann anrief, um mir zu sagen, er habe einmal einen Shmiel Jäger gekannt. Noch bevor ich etwas sagen konnte, fügte er hinzu, dass dieser Shmiel Jäger aus Dolina gewesen sei, einem Städtchen bei Bolechow, und nach Osten geflohen sei, als die Deutschen im Jahr 1941 gekommen seien – und zwar, wie sich zeigte, tief in die damalige Sowjetunion hinein. *Ich habe gehört, er hat eine Usbekin geheiratet und sogar Kinder mit ihr gehabt!*, brüllte der alte Mann, der schwerhörig war, ins Telefon. Von der Vorstellung belustigt, ein Schtetl-Jude sei bis nach Usbekistan gekommen, dankte ich ihm, dass er sich gemeldet hatte, und legte auf, wobei ich dachte: Das war ja nun nicht sehr aufregend.

Und dennoch seltsam: wie die unerwartete Berührung einer kalten Hand.

Oder jenes Mal, als ein anderer meiner Brüder – Matt, der kurz nach mir geboren wurde, mit dem ich lange nicht sonderlich vertraut war, zu dem ich mich, als ich heranwuchs, in einer dunklen, aber heftigen Konkurrenz sah und dem ich einmal in einem Wutanfall etwas körperlich sehr Grausames zugefügt hatte –, Matt also, mich anrief, um mir zu sagen, er sei bei einem großen Treffen von Überlebenden des Holocaust in Washington, D. C., gewesen, wo er lebt. Matt ist Fotograf, vielleicht hatte er ja den Auftrag gehabt, die Tagung zu fotografieren, ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls sagte er mir, auf diesem Treffen sei er jemandem über den Weg gelaufen, der behauptete, Shmiel Jäger gekannt zu haben.

Was?, sagte ich.

Nicht *Onkel* Shmiel, sagte Matt rasch. Dann schilderte er mir, was dieser Mann ihm erzählt hatte: dass der Shmiel Jäger, den er

einmal gekannt habe, mit anderem Namen geboren worden sei, während des Krieges aber, als er sich einer Partisanengruppe angeschlossen habe, die um Lwów operiert habe, den Namen Shmiel Jäger angenommen habe; die Partisanen hätten aus Sicherheitsgründen die Namen von Toten angenommen, die sie einmal gekannt hätten.

Ich hörte ihm zu und dachte: *Die älteste Tochter war bei die Partisaner in die Berge und ist mit ihnen gestorben. Onkel Schmil und 1 Tochter Fridka die Deutschen haben getötet 1944 in Bolechow.*

Man weiß also nie. Und aus diesem Grund füllte ich die Formulare des Roten Kreuzes aus, ohne mir viel davon zu erhoffen, gab sie der Person am Schalter und ging wieder nach Hause. Ungefähr vier Monate später lag ein dicker Umschlag in der Post. Mit zitternden Händen riss ich den Packen auf. Sogleich sah ich aber, dass die Masse darauf zurückzuführen war, dass das Rote Kreuz mir nur Kopien der sechs Formulare schickte, die ich ausgefüllt hatte. Das siebte Blatt war ein Brief, in dem mir mitgeteilt wurde, dass es über das Schicksal von Ester Jäger, Lorka Jäger, Frydka Jäger, Ruchatz (wie ich da noch glaubte) Jäger und Bronia Jäger, Einwohner der polnischen Stadt Bolechow, keine Informationen gebe.

Der Fall Shmiel Jäger, schloss der Brief, gelte allerdings als »noch offen« ...

Aus diesem Grund war ich also begierig, die Mutter meines Freundes kennenzulernen, diese Mrs Begley, die so nahe bei meinem toten Onkel, meiner Tante und meinen Cousins gelebt hatte. Nicht dass ich glaubte, ich würde Neues von ihr erfahren, ich wollte nur sehen, wie es war, mit jemandem ihres Jahrgangs und ihrer Herkunft zu sprechen, da ich es unglaublich fand, dass es noch jemanden geben sollte, der sogar auf denselben Straßen wie sie gegangen war. So sehr hatte ich mich an den Gedanken gewöhnt, dass sie und alle aus ihrer Zeit gänzlich und unwiederbringlich der schwarz-weiß-grauen Welt der Vergangenheit angehörten.

Richtig ist aber auch, dass mich, als ich von der Existenz dieser sehr alten Frau hörte, von Louis' Mutter, derart intensive

Fantasien überfielen, dass ich mich beinahe schämte, so wie man sich als Jugendlicher schämt. Ich fragte mich, ob es möglich sein konnte, dass sie sich, auch wenn diese Frau in Stryj gelebt hatte, und meine Verwandten in Bolechow vielleicht ... begegnet waren? Dass sie sich womöglich an sie erinnerte? Shmiels Frau kam, das wusste ich (woher? Ich weiß es nicht mehr), aus einer Stryjer Familie. Ihr Bruder hatte dort ein Fotoatelier gehabt, und tatsächlich hatte eine von Shmiels Töchtern, wie ich nur durch Zufall nach dem Tod meines Großvaters herausfand, kurz dort gearbeitet. Als Louis mir daher anbot, mich mit seiner eindrucksvollen Mutter – so sah ich sie jedenfalls, nachdem ich einige Jahre zuvor Louis' erstes Buch gelesen hatte, das eine romanhafte Schilderung dessen zu sein schien, wie er und seine Mutter die Nazi-Jahre überstanden, wie sie die Deutschen und die Ukrainer überlistet hatten, was meiner Familie nicht gelungen war – bekannt zu machen, rasten meine Gedanken. Ich stellte mir eine Szene vor, sagen wir im Oktober 1938, wie Louis (damals Ludwik) und seine Mutter das Schneelicht-Studio in Stryj betraten, um zur Feier des fünften Geburtstags dieses Einzelkinds ein Porträt machen zu lassen. Ich stelle mir Shmiels Tochter vor, Lorka, die Cousine meiner Mutter, eine hochgewachsene, hübsche, etwas zurückhaltende Siebzehnjährige, wie sie Mrs Begley beim Eintreten achtsam den Mantel abnimmt (er hat, denke ich mir, einen Pelzkragen, da ihr Mann, wie eine alte Ukrainerin sich sechzig Jahre später mir gegenüber erinnern sollte, *der größte Arzt der Stadt war*) und dann, indem ihre natürliche Zurückhaltung verfliegt, etwas Reizendes zu dem kleinen Jungen sagt, der eine Wollmütze trägt, unter der Strähnen seiner blonden Haare hervorklugen, die ihm später vielleicht das Leben retten oder auch nicht. Meine Fantasie ist, dass das plötzliche Auftauen dieses ernstesten Mädchens einen Eindruck auf die Mrs Begley von 1938 macht – sie selbst ist eine ernste und äußert scharfsinnige Frau –, und wegen dieses Eindrucks wird Mrs Begley sich an sie erinnern, sich an das ermordete Mädchen Lorka Jäger erinnern, sich so viele Jahre später an sie erinnern und mir damit helfen, sie zu retten.

Dann aber geschah Folgendes:

Ich lernte Mrs Begley schließlich 1999 bei einem Empfang für

